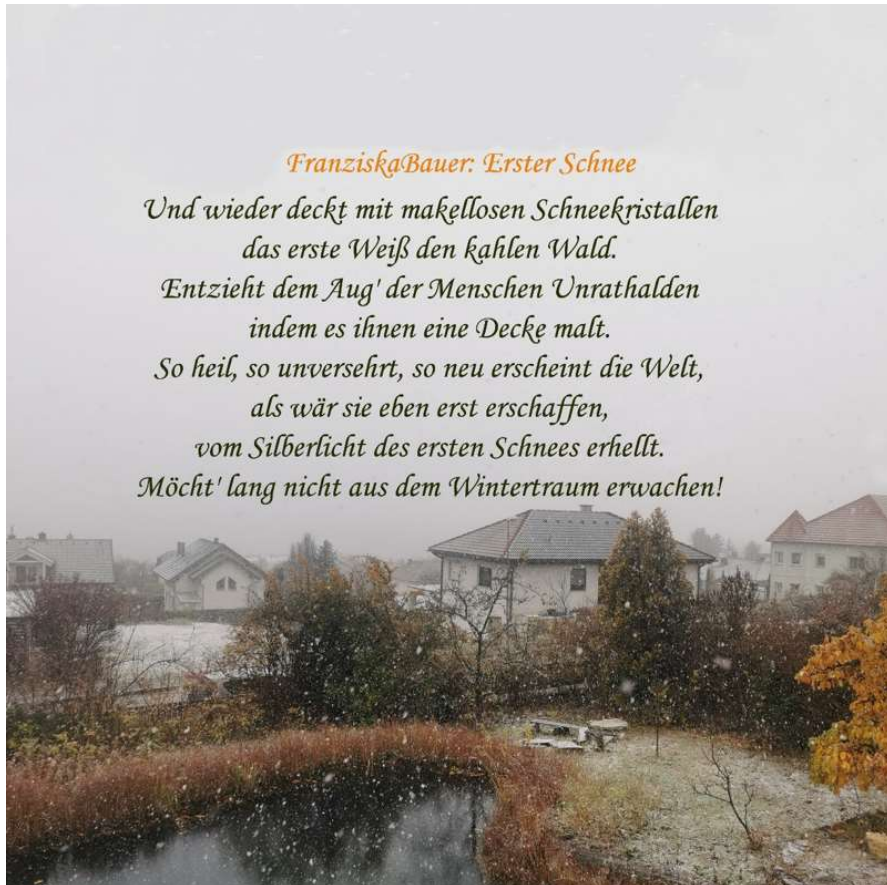


Veilchen

Franziska Bauer: Erster Schnee

*Und wieder deckt mit makellosen Schneekristallen
das erste Weiß den kahlen Wald.
Entzieht dem Aug' der Menschen Unrathalden
indem es ihnen eine Decke malt.
So heil, so unversehrt, so neu erscheint die Welt,
als wär sie eben erst erschaffen,
vom Silberlicht des ersten Schnees erhellt.
Möcht' lang nicht aus dem Wintertraum erwachen!*



Inhaltsverzeichnis

- S. 3 Lesetagebuch Oktober bis Dezember 2023 *[Andrea Herrmann]*
- S. 8 Adventszeit *[Helga Licher]*
- S. 9 Uni *[Dana Shirley Schällert]*
- S.12 Warum die Einhörner ausgestorben sind *[Michaela Kaiser]*
- S.18 Stimmengewitter *[Svenja Ohlsen]*
- S.21 Herbst / Autumn / Winter *[Jack Horne & Gert W. Knop]*
- S.22 Winterbild *[Gert W. Knop]*
- S.23 Bewegende Bilder *[Marcel Kober]*
- S.25 Die Fee *[Paweł Markiewicz]*
- S.26 Drachenlied *[Magdalena Markovic]*
- S.27 Kochrezept: „Soljanka“ *[Gert W. Knop]*
- S.28 Rezension „Septembersonne“ von Gerd Egelhof *[Andrea Herrmann]*
- S.30 Rezension „Paris, ein Fest fürs Leben“ von Ernest Hemingway *[Gert W. Knop]*
- S.31 Wettbewerbe *[Andrea Herrmann]*

Liebe Leserin, lieber Leser,

für diese Ausgabe erhielt ich eine schöne Sammlung an herbstlichen und winterlichen Beiträgen – und gleich zwei sehr unterschiedliche Einhorngeschichten. Mit dieser Literatur kommt man doch gut durch den Restwinter!

Ich wünsche einen schönen Frühling!

Andrea Herrmann

Titelbild von Franziska Bauer

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 4,20 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Maybachstr. 23, D-71706 Markgröningen oder per E-Mail: veilchen“at“geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie kostenlos auf der Webseite:

<http://www.geschichten-manufaktur.de/archiv.htm>

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Lesetagebuch

Oktober bis Dezember 2023

Man kann nicht drei Quartale hintereinander nur über den Weltuntergang lesen! Darum besorgte ich mir Lesestoff, der mehr Freude versprach. Insgesamt bewegte ich mich recht viel in Paralleluniversen!

Socken gehen in der Wäsche verloren, Koffer am Flughafen und Menschen im Wald. Doch wo sind sie, falls oder bis sie wieder auftauchen? Sie können sich doch nicht einfach in Luft aufgelöst haben! Dieser Frage geht Sandy Short in Cecelia Aherns *„Vermisst mein nicht“* geradezu neurotisch nach. „Wenn ich suchte, hätte ich die höchsten Mauern überwunden.“ Es begann, als während ihrer Kindheit das Nachbarmädchen Jenny May verschwand. Sandy wird Polizistin, um vermisste Menschen zu suchen, und macht sich dann mit einer Agentur selbständig. Sie selbst verschwindet immer mal wieder, weil sie sich schwer tut, sich an Menschen zu binden, selbst an ihren Ex-Therapeuten, der sie liebt. Aber dann geht sie richtig verloren: Sie joggt einen abgelegenen Pfad in den Wald und bleibt eine Woche lang in der Parallelwelt, in der all die Menschen und Dinge landen, die verschwunden sind. Sandy selbst hat kistenweise Zeug verloren, das mit ihrem Namen beschriftet ist. Nun folgt sie ihren Sachen und findet sie wieder. Diese Welt ist schön, und hier geht angeblich nie etwas dauerhaft verloren. Dies stimmt jedoch nicht. Die Grenze zwischen den Welten ist in beide Richtungen durchlässig. Längst verlorene Dinge tauchen auch wieder auf. Genauso wie Alice aus dem Wunderland können auch andere verlorene Personen zurückkehren. Sandy will nach einer Woche zurück. Die anderen bleiben und genießen das idyllische Leben in der Parallelwelt. Während Sally diese erkundete, war sie in der „Realität“ von Jack gesucht worden, einem neuen Kunden. Seine Suche wirbelt Staub auf und er entdeckt dabei Sallys Geschichte sowie seinen vermissten Bruder. Ein tröstliches Buch über das Verlieren und die Schwierigkeit, sich damit abzufinden, dass etwas oder jemand einfach weg sein sollte!

„Anton hat kein Glück“ von Lars Vasa Johansson hörte ich in einer sehr stressigen Phase als Hörbuch, und an vielen Tagen war es das einzige, was mich fröhlich stimmte! In dieser magischen Geschichte verirrt sich ein Zauberer in einem Wald voller Fabelwesen. Dieser Bühnenzauberer glaubt allerdings gar nicht an Magie. Mir gefiel schon der erste Satz: „Eine Cremeschnitte mit einem Plastiklöffel zu essen ist eine echte Herausforderung.“ So richtig Freude findet Anton weder an seiner Geburtstagstorte auf einem Rastplatz noch an seinem Auftritt im Altenheim, noch an irgendetwas anderem. Er grummelt und streitet sich einsam durchs Leben. Und damit ist er genau der Typ Mensch, den man im magischen Wald an den heulenden Geist verfüttert. Beliebte macht er sich bei niemandem, nur die Königin des Waldes glaubt aus unerfindlichen Gründen an ihn.

Die äußere Handlung verläuft so: Anton stößt ganz unvermittelt auf einer Landstraße mit einem roten Sofa zusammen und ramponiert damit sein Auto. Auf der Suche nach Hilfe ignoriert er die Bitte einer kindlichen Fee und wird darum mit einem Todesfluch belegt. Er erhält von der Königin des Waldes drei Aufgaben, und sobald er diese löst, wird sie ihm helfen. Auf diese Weise kommt Anton nicht nur mit zahlreichen Fabelwesen in Kontakt, sondern auch

mit dem aus einer Einrichtung entlaufenen Jorma, der sich auf einer magischen Quest befindet. Bei Antons Irrungen durch den magischen Dschungel helfen ihm Gunnar und Greta. Er löst alle drei Aufgaben. Allerdings nicht als strahlender an sich glaubender Held, sondern als Jammerlappen. Sein Gequängel wird hier ausnahmsweise von Vorteil. Er feiert eine wilde Midsommer-Party mit Zauberern und Hexen, die sich nackt im Gras wälzen, er vergrault Geister und jammert mit dem Tränenliefer-Dämon um die Wette. Schließlich rafft er sich aber doch auf und sagt sich: „Hör auf zu jammern.“ Am Ende kann er mit einem ausgelutschten Kartentrick, den er sich schon als Kind ausgedacht hatte, ein mächtiges magisches Wesen beeindrucken, das dies für einen starken Zauber hält. Zuletzt wird es ein wenig kitschig. Kaum ist er nett zu anderen, sind diese auch nett zu ihm und keine Stunde später trifft er die Liebe seines Lebens.

Folgende Sätze brachten mich besonders zum Lachen: „Kann es denn so schwer sein, von hier wegzukommen, verflucht nochmal?“, „Ich wünschte, ich könnte auch wie ein gestandener Mann Sandkuchen essen“, „Ingrid seufzte so laut, dass sich die Oberfläche ihres Kaffees kräuselte“ und „Nicht alles lässt sich mit Biskuitrolle lösen.“ Ingrid, die ständig schlecht gelaunte Alte, die Anton die ganze Zeit beschimpft, ruft irgendwann: „Machen Sie schon, bevor ich noch schlechte Laune bekomme!“ Das war der Witz des Tages, und ich fragte mich natürlich, was passiert, wenn die Hexe wirklich mies drauf ist. Blitz und Donner?

Ebenfalls um magische Wesen des Waldes geht es in „*Thomas der Barde*“ von Ellen Kushner. Mein einziger Kritikpunkt ist, dass Thomas einfach so vor sich hin lebt, Musik macht, von anderen verführt, entführt, geführt wird. Aber um Handlungen geht es hier gar nicht, auch nicht um Moral oder Sinn, sondern um den Kontrast zwischen Kunst und Realität, Sterblichkeit und Elfenwelt. Dieser ist sehr gut herausgearbeitet und das Buch schön geschrieben. Besonders die Stimmungen: „Es war einer dieser tristen Herbstabende, wenn der Wind pfeift, als riefen die Wilde Jäger die Höllenhunde zur gespenstischen Hatz und man weiß, dass es regnen wird. Und da prasselte es schon aufs Dach und gegen die Fensterläden, und nicht wenig lief in den Schornstein, so dass der Qualm vom Feuer in die Stube zu zog. Aber wir hatten’s warm und trocken, und da saß meine Meg, adrett, wie man sich’s nur wünschen kann, und nähte an einem Hemd für den Ältesten ihre Nichte, die unten bei Rutherford lebt.“

Über den Sänger: „Seine Stimme schwang sich empor wie ein Vogel, strömte dahin wie ein breiter Fluss.“

„‘Kein König ward besser bewirtet’, lobte er. Meg hat nichts übrig für leere Worte und bedachte ihn mit ihrem Blick für ungezogene Kinder oder für Küken, die nicht bei der übrigen Hühnerschar bleiben wollen.“

Thomas macht auch gerne Scherze: „Liebste Meg. Von allen meinen Frauen bist du die einzige, die mir angeboten hat, meinen Umhang zu stopfen.“

Thomas neigt dazu, Geschichten zu erfinden. Er trägt Sonne im Herzen und Flausen im Kopf. Und darum glaubt ihm niemand, als er erzählt, er sei sieben Jahre im Elfenland gewesen. Aber wir waren mit ihm dort, wie kennen die Wahrheit. Außerdem verschwindet ein begnadeter Spielmann nicht einfach ohne seine Harfe!

Niemand ist wohl überraschter als er selbst, als der Salonlöwe Thomas sich in ein Bauernmädchen verliebt: „Bei ihr hatte ich das Gefühl, als wäre mir eine Frage gestellt und gut beantwortet worden.“

Mir gefielen auch diese Personenbeschreibungen: „Gestalten von einem in Auflösung begriffenen Gobelin“ und „halbertrunkenes Kätzchen, das nach seiner Mutter plärrt“.

Der Roman hat vier Teile, wobei jeder aus der Perspektive einer anderen Person erzählt wird. So erhalten wir von Thomas die Außen- und die Innensicht. Trotz unüberraschender Handlung ein poetischer Lesegenuss.

William Paul Youngs „*Eva – Wie alles begann*“ beschreibt ein fiktives Making of der biblischen Schöpfungsgeschichte. In Wirklichkeit ist und war die Schöpfung nur ein kurzes Ereignis innerhalb des ewigen Kreislaufs der Zeit. Aus der simplen Wahrheit „Das Nichts kann nichts erschaffen“ folgt, dass das Universum zyklisch sein muss. Dies ermöglicht es, dass die erwachsene, jahrtausendealte Eva die Geburt des Adams miterlebt, bevor sie aus seiner Rippe neu erschaffen wird. Einzelne Menschen werden ausgewählt, um Zeugen der göttlichen Taten zu werden, so wie John und Lilli, damit sie den anderen Menschen davon berichten können. Lilli ist Zeugin des Anfangs, und wir wissen, wovon das Buch Johannes handelt. In diesem Roman erfahren wir, dass die Bibel nur unvollständiges Zeugnis gibt. In Wirklichkeit hat Gott die Sache mit dem Apfel vergeben und Adam und Eva den Baum der Erkenntnis geschenkt. Die Cherubin rechts und links des Eingangs zu Eden sollen den Zugang nicht beschränken, sondern offen halten. Doch Adam war zu stolz, um die Verzeihung anzunehmen. Und Eva beging den Fehler, zu ihm zurückzukehren, um mit ihm unheilvolle Söhne zu gebären, obwohl die Jungfrauengeburt möglich ist. Diese Parallelwelt, der Himmel, eine Art Insel zwischen den Welten, wo der Roman spielt, besteht aus einer Mischung von High-Tech-Medizin und Magie, wobei man sich fragt, ob beides gemeinsam nötig wäre. Sie wirkt etwas willkürlich ausgestattet. Ja, ich weiß, es ist ein Hinweis darauf, dass sich hier wirklich alles vermischt und trifft. Eine Menge Symbolik steckt in der Geschichte. Der Schreibstil konnte mich allerdings nicht fesseln. Man merkt, dass die handelnden Personen sich entsprechend der Klischees verhalten müssen, damit Young seine theologische Botschaft ausdrücken kann. Die Sprache wirkt oft aufgesetzt und krampfhaft dramatisierend. Schön fand ich jedoch die Kernbotschaft: „Gott ist Licht, es ist kein Schatten in ihm.“ Darum geht es: Gott liebt uns immer noch, das Tor zum Paradies steht weit für uns offen.

Und noch ein weiteres Buch, das teilweise in einer Parallelwelt spielt: „*Die Spieluhr*“. Séraphine war eine einfache Bäuerin und Putzfrau, die nachts Kirchenlieder singend beeindruckende Bilder malte, inspiriert von der Stimme Marias. Der deutsche Kunstkritiker Wilhelm Uhde entdeckte sie zufällig auf dem Land und machte sie berühmt. Diese Geschichte wurde 2008 in Frankreich verfilmt mit Ulrich Tukur als Uhde. Dieser wiederum wurde dadurch inspiriert, seinerseits einen phantastischen Roman „*Die Spieluhr*“ über die Dreharbeiten zu schreiben. Dabei handelt es sich vermutlich nicht um ein getreuliches „Making of“, sondern um eine Was-wäre-wenn-Spinnerei, ausgelöst durch mysteriöse Ereignisse während der Dreharbeiten. Der Autor selbst nennt es eine „Novelle nach einer wahren Begebenheit“. Leider konnte ich nicht herausfinden, wo die Grenze zwischen Realität und Fiktion verläuft, aber genau das ist ja auch das Thema des Buchs. Nicht nur Seraphines Bilder, sondern auch eine kleine Brücke dienen als Portale aus unserer Wirklichkeit in eine andere, die nicht nur in der Vergangenheit liegt, sondern in der Magie, Liebe, Wahnsinn, Musik und Rache pulsieren. Zunächst ist es der Regieassistent Jean-Luc, der beim Versuch, den Weg abzukürzen, die besagte Brücke überquert und erst Tage später verwirrt wieder auftaucht. Er hat Seraphines Kammer auf Schloss Montrague als Drehort entdeckt. Als er das Schloss der Filmcrew zeigen will, ist es jedoch verschwunden. Er dreht durch und taucht im Wald unter, um Wochen später erneut einen kurzen Besuch beim Erzähler Ulrich Tukur zu machen und ihm den Rest seiner

verzweifelten Liebesgeschichte zu erzählen. Als man das nächste Mal von ihm hört, hat er sich in einer Linde erhängt, so wie auch Séraphine starb. Der Erzähler macht sich selbst auf den Weg zu dem magischen Schloss, überquert die Brücke und die Zeitreise wird sofort sichtbar: Vom tiefen Winter gerät er in den heißen Sommer 1944, „im schlimmsten Jahr Europas“ und plötzlich ist er Wilhelm Uhde, der seine Flucht vorbereitet.

„Die Wirklichkeit ist der Schatten der Kunst“, heißt es hier provokant, denn normalerweise gehen wir vom Gegenteil aus. Die alte philosophische Frage lautet: Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Woher wissen wir so sicher, dass wir nicht einen Traum für real halten? Befindet sich hinter den Bildern tatsächlich eine magische, unrealistische Traumwelt, oder handelt es sich vielmehr um das wirklich Wahre? Für denjenigen, der sich in das Porträt der Marquise verliebt, ist die Antwort klar.

Der Roman ist stimmungsvoll geschrieben. Doch da das Thema nicht neu ist, fehlt mir hier das besondere Etwas. Auch finde ich es schade, dass die hilfreiche Gottesmutter, die Séraphine zu ihren farbenfrohen Malereien inspiriert, durch eine gefühlskalte, rachsüchtige Marquise ersetzt wird. Damit wird die ursprüngliche Volkskunst-Aschenputtel-Geschichte ins Düstere, Wollüstige, Sinnlose, Zerstörerische herabgezogen.

Die Idee von Elizabeth Labans Jugendroman *„So wüßt und schön sah ich noch keinen Tag“* gefällt mir gut und wird auch gleich im ersten Satz angedeutet. Trotzdem stand ich recht lange auf dem Schlauch, bis ich erkannte: Hier entrollt sich eine klassische Tragödie mit Schülern in den Hauptrollen. Tim Macbeth und Duncan sind diejenigen, die im Nachhinein die Tragweite ihrer Entscheidungen verstehen und verantworten müssen. Es fängt ganz romantisch an: Tim und Vanessa, beide auf dem Weg zu ihrem Internat, können wegen eines Schneesturms ihren Flug nicht antreten und verbringen die Nacht im Flughafenhotel. Nein, ganz anständig mit Essen, Reden und Iglubauen. Tim ist als Albino ein Außenseiter und kann es kaum glauben, wie nett Vanessa ihn behandelt. Um nicht durch seine schreckliche Sonnenbrille aufzufallen, die er eigentlich tragen muss, lässt er sie im Schrank und beschädigt damit seine Augen. Es gelingt ihm aber nicht, Vanessa seine Liebe zu gestehen, die wiederum mit dem schrecklich beliebten, tollen Patrick zusammen ist. Obwohl sie Tim unter vier Augen immer wieder klagt, wie unglücklich sie mit Patrick sei, verlässt sie ihn nicht – angeblich, weil dessen Mutter gestorben ist. Mit Tim trifft sie sich immer nur heimlich. Duncan kommt zwar zu dem Schluss, dass Vanessa Tim wohl wirklich geliebt hat, aber ich sehe das anders. Mir erscheint es so als sei sie einfach ein verwöhntes Mädchen, das sich sicherheitshalber zwei Jungs warm hält. Die Dreiecksgeschichte geht schlimm aus, beinahe stirbt noch jemand. In der Rahmenhandlung findet Duncan Tims CDs in seinem Zimmer und hört sich dessen Erzählung an. Die hohe Spannung der Tragödie des vorigen Jahres fesselt Duncan ein ganzes Schuljahr lang. Das ähnelt der „unendlichen Geschichte“, wo ich es auch recht nervig fand, dass mir der Autor durch das Gefesseltsein der Hauptfigur in der Rahmenhandlung weiß machen wollte, ich müsse auch gefesselt sein. War ich aber nicht. Dass Vanessa Patrick nicht verlassen wird, sondern mit Tim nur ein Spiel spielt, war mir die ganze Zeit klar. Die Idee, hier die Elemente einer Tragödie einzuflechten, fand ich spannender als die Handlung: Zeiten, in denen Regeln außer Kraft gesetzt werden, die einen Verlauf in Gang setzen, der die Handelnden zwangsläufig zum schrecklichen Ende treibt. Keiner von ihnen hätte anders handeln können, weil sie in ihren Rollen gefangen blieben: Tim als ewiger Außenseiter (der er hier an der neuen Schule gar nicht mehr ist, aber sein Selbstbild hat sich verhakt), Patrick als der beliebteste Junge des Jahrgangs und Vanessa, die immer das tut, was nötig ist, um alle um den Finger zu wickeln. Chaos und

Ordnung wechseln einander ab, es kommt zur Krise und am Ende folgt die Katharsis. Allerdings stand ich dann etwas ratlos da, weil man aus dieser Idee mehr hätte machen können. Dass Vanessa bei Patrick bleibt, weil er sich seit dem Tod seiner Mutter unberechenbar verhält und sie sich verpflichtet fühlt, ihm beizustehen, fand ich eine schwache Begründung. Tim lässt sich von ihr an der Nase herumführen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie seine Verliebtheit nicht bemerkt haben sollte. Patrick dagegen ahnt nichts, weil es ihm nicht in den Sinn kommt, dass ein Freak wie dieser Albino sich überhaupt Hoffnungen auf so ein tolles Mädchen machen könnte. So benimmt sich jeder entsprechend seiner Rolle, aber dass dieses Verhalten am Ende zu dem Unfall geführt hat, fand ich auch ein wenig an den Haaren herbei gezerzt. Mir wären ein paar andere Ideen eingefallen, wie am Ende alles eskalieren könnte.

Und schon wieder habe ich eine Serie anfangen: „*Dragonbound*“ von Peter Lerf von 2009 bis 2017. Nach einigen schwermütigen Möchtegern-Philosophen kam mir diese seichte Unterhaltung ganz willkommen. Die ersten beiden Bände hatte ich ratzfatzt als Hörbuch gehört und mich amüsiert. Es ist wirklich nichts Besonderes, sondern enthält die üblichen Zutaten seichter Fantasy: Eine prophezeite Retterin, tapfere Krieger, mächtige sprechende Drachen und andere Monster sowie einen schusseligen Magier. Im ersten Band „*Drachenfeuer*“ erfahren wir, wie Lea durch eine misslungene Zeitreise in diese seltsame Parallelwelt gerät, die nicht nur in der falschen Zeit liegt, sondern vermutlich auch auf dem falschen Planeten. Hier gibt es Drachen! Da Lea einfach so aus dem Nichts auf die Wiese plumpst, erfüllt sie die Prophezeiung über eine Drachenprinzessin, die einen Bund zwischen Menschen und Drachen schmieden soll. Was nur der Leser, nicht jedoch Lea erfährt: Am Ende wird die Retterin ihr Leben für den Frieden hingeben.

Leider ist Leas Transponder kaputt, mit dem sie nach Hause zurückkehren könnte. Doch es scheint in dieser Welt noch einen zweiten zu geben und dorthin sollen einige mutige Krieger sie begleiten. Sie macht sich also auf den Weg.

Im zweiten Band „*Seeschrecken*“ überqueren die Helden das Meer, verlieren jedoch im Angriff von Drachen und anderen Seeungeheuern ihre ganze Flotte und fast alle Krieger.

Spaß gemacht haben einige lustige Szenen, und die jungen Leute sind auch ganz sympathisch: Die coole Lea, der schusselige Magier Dogo, der tapfere Krieger Telon, der grantige Rodge, die nymphomanische Nixe Lavinia. Stimmungen sind hier sehr gut beschrieben, beispielsweise wie das Schiff durch den Nebel treibt und sie jederzeit den Angriff der Feinde erwarten müssen. Oder ein Dialog wie dieser:

„Sie haben ihn von hinten getötet!“

„Ob von vorne oder von hinten... Er hätte ohnehin keine Chance gehabt.“

Der dritte Band „*Der Murog*“ beschreibt ein Intermezzo. Unsere vier Helden haben das Festland lebend erreicht, aber so gut wie alles verloren: Ihre Soldaten, ihre Waffen und ihre Ausrüstung. Geld ist natürlich auch keines vorhanden. Darum sind sie bereit, einen gut bezahlten Auftrag anzunehmen, wenn er nur schnell geht. Sie treiben sich auf der Suche danach in einer üblen Spelunke herum und bekommen die Wahl, entweder eine Bank oder einen Murog auszurauben. Anständig und kühn wie sie sind, entscheiden sie sich für das Monster. Ausnahmsweise erweist sich Dogo mal als nützlich und schafft sogar zwei funktionierende Zauber. Lea entwickelt sich weiter. Zum einen kommt sie Telon im warmen Badehaus näher und zum anderen arbeitet sie daran, sich in dieser rauen Machowelt selbst ihrer Haut zu erwehren. Sie legt sich mit Raufbolden an und erlegt zuletzt den Murog. „Ich bin ab jetzt gefährlich“, stellt sie zufrieden fest. Telon gegenüber gesteht sie, dass sie sich in dieser

primitiven Welt viel lebendiger fühlt als in ihrer eigenen. Mag sein, dass dies auch der Grund ist, warum ich Fantasy so liebe. Hier geht es nicht darum, wer die Kehrwoche macht, sondern um Höheres. In diesem Fall um das Überleben der Menschheit.

Insgesamt 20 Folgen gibt es, mal sehen, wie weit ich komme. Die ersten beiden fischte ich aus einer Ramschkiste, die dritte bis fünfte Folge gab es bei Ebay noch recht günstig, aber spätere Folgen werden wegen Seltenheitswert zu 30 oder 50 Euro angeboten. Oha! Und das für 70 Minuten Hörbuch! Dabei bekommt man sie bei Amazon oder dem Verleger gigaphonshop.de für 5,99 bis 7,99 Euro.

Andrea Herrmann

Adventszeit...

Schon immer hat die Zeit vor dem Weihnachtsfest auf mich einen ganz besonderen Reiz ausgeübt.

Ich erinnere mich gerne an die stille, beschauliche Adventszeit in meiner Kindheit, wenn im alten Küchenherd das Feuer prasselte, und die flackernden Flammen riesige Schatten an die Wand warfen. In meiner Fantasie waren es Riesen und Geister, die in unserer Küche tanzten. Aus dem Backofen duftete es nach Plätzchen und Honigbrot, während die Kerzen auf dem Adventskranz ein wohliges Licht verbreiteten.

Eifrig schrieben meine Geschwister und ich all unsere Wünsche auf den Wunschzettel und hofften von ganzem Herzen, dass uns das Christkind wenigstens einen dieser Wünsche erfüllen möge.

In den Straßen der Stadt gab es kurz nach dem Krieg noch keine üppige Weihnachtsbeleuchtung. Nur hin und wieder sah man einen kleinen Nikolaus im Schaufenster der Spielwarenhandlung.

In meiner Erinnerung waren nicht nur die Sommer heißer, nein, auch die Winter waren viel frostiger und schneereicher als heute. Nur selten blieb der Schlitten im Keller stehen. Und spätestens zum ersten Adventssonntag zierten viele kleine und große Schneemänner die Vorgärten unserer Siedlungsstraße. Die Pfützen waren bedeckt mit einer Eisschicht, die manches Mal einbrach und uns Kindern nasse Füße bescherte.

Erst wenn die handgestrickten Wollhandschuhe durchnässt und unsere Füße steif gefroren waren, machten wir uns auf den Heimweg.

Mutter zog uns die triefend nassen Kleidungsstücke aus und brachte sie zum Trocknen in die Waschküche. Auf dem Herd kochte das Teewasser, und der frische Stuten verbreitete einen aromatischen Duft. Unter den wachsamen Augen meiner Mutter durfte ich die Kerzen auf dem Adventskranz anzünden. Wenn sich draußen langsam die Dunkelheit ausbreitete, und in den umliegenden Häusern die Lichter angezündet wurden, begann die schönste Stunde des Tages. Während wir in kleinen Schlucken den heißen, honigsüßen Tee tranken, erzählte Mutter Geschichten von früher. Nie wieder habe ich dieses Gefühl der Behaglichkeit und

Vertrautheit erlebt. Die Erinnerungen an diese vorweihnachtlichen Tage haben sich für immer in meinem Gedächtnis eingegraben.

Und in der Nacht, während der klirrende Frost bizarre Figuren aus Eis an die Fenster zauberte, träumten wir von rasanten Schlittenfahrten und riesigen Höhlen aus Schnee. Unter den dicken Federbetten spürten wir die bitterkalten Nächte nicht. Geheizt wurden nur die Küche und manchmal auch die gute Stube. In den Schlafzimmern dagegen war es eisig kalt. Wenn wir am Morgen aus unserem wohlig warmen Bett krochen, hatte der Winter über Nacht wunderschöne Eisblumen an den Fensterscheiben blühen lassen. Staunend standen wir Kinder davor und versuchten mit unserem warmen Atem die Blüten zum Schmelzen zu bringen.

Wie gerne möchte ich noch einmal dieses ganz besondere Gefühl der Geborgenheit spüren und beim Schein der Kerzen den Geschichten meiner Mutter lauschen. Doch ich werde ihn nicht mehr finden – diesen Zauber meiner Kindheit.

Die Eisblumen an den Fenstern blühen heute nicht mehr...

Helga Licher

geb. 1948 in einem kleinen Ort am Rande des Teutoburger Waldes. Ich habe bisher viele Kurzgeschichten und Kolumnen für verschiedene Zeitschriften geschrieben. Mein Roman „Irrlichter und Spökenkieker“ ist im XOXO Verlag erschienen und in allen Buchhandlungen und beim Verlag zu erhalten. Die Ideen für meine Bücher und Geschichten finde ich im Alltag und bei langen Spaziergängen an der geliebten Nordsee.

Uni

[Bedeutungen: vorangestelltes Wortbildungselement mit der Bedeutung: einzig, nur einer, einheitlich]

Für Mechthild und Marie, die Eine

Mecki war in ihrem Kindsein schon immer irgendwie schmutzig und unvollkommen gewesen. Kind war eine niedliche Version ausgereifter Schönheit oder Vernunft. Kind war das saubere Erlernen gesellschaftlicher Regeln und Ordnungsstrukturen. Meckis Niedlichkeit war bei weitem nicht ausgeprägt genug, ihre durch Schlurigkeit, Gedankenüberschuss und Bewegungslust ausgelösten Fehler in diesem Prozess zu überspielen, was immerhin Sinn und Zweck jener Niedlichkeit, eines jeden Kindchenschemas war.

Mecki lebte in einer Welt von Einhörnern. Ihr alter Vater hatte hinterm Haus am Stadtrand eine meist matschige, sehr kleine und inzwischen graslose Wiese mit äußerst hohem Zaun, auf der sie lebten. Fünf Einhörner. Und Mecki war eins von ihnen. Die Einhörner hatten hellbraunes dreckverkrustetes Fell, vielleicht war es weißlich darunter, und einen schäbigen Unterstand, in dem sie bei Wetterblasen halb vergeblich Schutz suchten. Der Vater war ein wortkarger, oft zorniger Mann, den Mecki sehr liebte. Mecki war sehr spät in sein Leben getreten, und ohne dass man sie gerufen hätte. Sie war, wie es immer ihre Art war, einfach

gekommen, war einfach da gewesen, unerwünscht, lief nun in der Gegend herum mit ihrem stoppelig kurzen Haar, weil alles andere für die Mutter, die im Vergleich zu Mecki die Eigenschaft hatte, nur selten da zu sein, Mühe machte, und für den Vater das Denken eines Gedankens bedeutet hätte, der die Grenzen seiner Ordnung ins Undenkbare verschoben hätte. Sie lief herum in einer Welt, die kein Platz für sie war, ein Fehler musste geschehen sein, das war ebenfalls typisch für Mecki, ein Fehler, der sich nicht revidieren ließ. Der Vater sah immer morgens und abends nach den Einhörnern. Er gab ihnen Futter durchs Gitter hindurch. Sein Gesicht war dann zerfurcht wie immer und regungslos, er tat es, als sei es eine Arbeit, die es zu verrichten galt. Mecki spürte, wie sehr sie ihn liebte. Die Einhörner kamen näher, Mecki sah den Hunger im Bauch, den sie kannte. Die Einhörner hatten ständig Hunger, Mecki verbrachte darum viel Zeit am Tag, ihnen Grünzeug zu sammeln, wo auch immer sie war, es dann hierher zu bringen. Dennoch trabten sie jeden Abend mit großer Ungeduld heran, mit hungrigen Augen. Der Vater gab ihnen Nahrung, er war still dabei. Mecki stand bei ihnen und sah zu. Mecki war eins von ihnen.

Manchmal sind die Dinge in der Welt seltsam, dachte Mecki oft. Weil manches, was überhaupt nicht zusammengehört, nichts gemeinsam hat, so nah beieinander ist, während anderes, was eigentlich eins sein sollte, in Entfernung zueinander und verloren auseinandersteht. Ihr Vater und ihre Mutter zum Beispiel, wenn sie abends in ihr Schlafzimmer gingen. Das war seltsam. Wenn sie in der Schule saß neben Marion von den reichen Leuten mit ihren uniformen Gesichtern. Das war seltsam. Und schon die Sprache war so beschaffen: Wie konnten Igel und Spiegel so ähnlich klingen, jedoch so gar nichts gemein haben? Das eine lebte, war empfindsam beseelt und stachlig, das andere regloses Ding, glatt und gewann seinen Sinn ausschließlich durch den Blick eines Fremden. Doch ebenso seltsam war: Bei den Einhörnern zu stehen, bei ihresgleichen, weil auch dies auseinanderklaffte: Die einen hatten die Körper, sie hatte das Horn. Oft sah sie mit wortlosem Erstaunen in jenen Spiegel. Sah die alte Lederhose, die ihr Vater ihr einst gegeben hatte und aus der unten staksige weiße Beine mit Haaren herausguckten, übersät mit einem Muster aus gelbvioletten Flecken und feinen roten Linien, die geheimnisvolle Schriften anderer Sprachen simulierten, erfanden. Sie entstanden, wenn sie mit diesem falschen Jungenleib durch die Wildnis rannte oder andere verbotene Dinge tat. Die anderen Einhörner kannten diese Flecken nicht. Unter ihrer Schmutzkruste war allein helles, weich-borstiges Fell. Ein schmaler Oberkörper, der unter dem geknoteten Männerhemd des Vaters sich hob und senkte, schmal, schwächig, nicht so kräftig wie jene ihrer Gesellen. Und dann ihr Haar, so kurz, so stopplig wie Igelstacheln, dagegen die Mähnen der andern, die unter dem starren Schmutz Freiheit schrien, Mecki spürte es so sehr, wenn sie im frühen Morgen, wenn der Tau auf den wenigen Gräsern stand und die Sonne im niederen Garten, auf den wenigen Metern so taten, als seien sie in der Prärie oder im Wald, als könnten sie rennen ohne Frage nach einem Ziel, das war so kläglich, so schön. Mecki kannte dieses Gefühl. Es erinnerte sie an ihre nachmittäglichen verbotenen Spiele in der dreckigen Kraterwüste des zukünftigen Fabrikgeländes am Ende der Straße, betreten verboten, Eltern haften für ihre Kinder. Sie schwamm nach dem Regen in den zugelaufenen Meeren, kraxelte bei Sonne auf die höchsten Berge und sah über Tibet hinweg, abends versohlte der Vater ihr den Hintern, wenn die Hose Risse hatte. Mädchen machten sowas nicht.

Sie hatte das Horn. Es stand fest auf ihrer Stirn, schon immer. Es machte sie anders als die andern Kinder, sie war anderer Art, das hatte sie schon früh gespürt. Es war das Horn, das als Mächtigster zwischen ihren Stacheln wuchs. Es war ein Horn wie ein Eisberg, das schon irgendwo in der Tiefe ihres Schädels anfang zu wachsen, den größten Teil verbarg es vor der Welt. Es war ein Horn, das ihren gesamten Körper erfüllte, es war hart, doch organisch, glatt,

aber spitz, es war die Kraft eines unbändigen Willens, die Kraft einer grenzenlosen Fantasie, lang, gewunden und aus einem leicht glänzenden Material wie Elfenbein. Es war so groß und schön, dass es für all ihre Einhornfreunde mitreichte. Es war der Grund, warum sie sofort zu ihr kamen, wenn sie ans Gatter kam oder sich heimlich hinüberschwang, selbst über den Stacheldraht, der manchmal rote Linien in ihre Beine ritzte. Die Magie ihres Horns rief sie zu sich, das heimliche Wissen, dass sie die Körper hatten, deren Horn auf ihrem, auf Meckis, Kopf saß. Tags, wenn man sie zwang, mit den andern Kindern zu sein, dann spürte sie das Horn wie einen Makel auf ihrer Stirn, und wenn es ihr wieder schwerfiel, sich nach den Regeln der andern zu richten, sie nicht schön genug war, nicht Mädchen genug, aber auch kein richtiger Junge, nicht lieb und ordentlich genug, dann fühlte sie, wie alle ihre Blicke darauf richteten. Und dann glühte das Horn, es sammelte alles an Kraft, die in ihrem Körper steckte, es wurde zur mächtigen Waffe, es stach und wirbelte, und Mecki sah noch die Blicke der andern, ihre Erschrockenheit, ihre Angst, ihre Abscheu, bevor sie fühlte, wie alles in ihr sich zur Kugel ballte, ein innerer Krampf, der lange brauchte, um sich zu lösen. Momente, in denen sie das Horn hasste, diesen Makel, unrettbar verwachsen mit ihr selbst, auf einem Kopf gelandet, der einem Kind gehören sollte, während die Einhörner mit zugewachsenen Löchern im Kopf gefangen auf einem matschigen Feld standen im Hinterhof. Dann schämte sich Mecki für die Welt, mehr für die Welt als für sich selbst, für eine Welt, die tat, als gäbe es eine Ordnung, die verurteilte, was nicht sauber, vernünftig und klar sortiert, aber selbst alles andere als in Ordnung war, ein unaufgeräumtes, verdrecktes Matschfeld mit falsch zusammengesetzten Körpern, dessen Fehler so offensichtlich waren, dass man schon die Augen zukneifen musste, sogar Augen, Mund und Nase, um daran nicht zu ersticken, oder gegens Ersticken sie hinausschreien in die Welt.

Wenn aber ihr Leib auf dem eines hornlosen Einhorns lag, ganz dicht an ihn gepresst, als seien sie ein Körper, wenn ihr Atem jener des Einhorns zu sein schien, seine Mähne ihren an den Tierschädel geschmiegt Kopf bedeckte, dann lag auch ihr Horn auf seiner Stirn, dann spürte sie, wie alles ganz, alles eins, wie sie ganz ruhig wurde und gleichzeitig ganz stark, wie alles in Ordnung kam, in eine wortlose Ordnung des Gefühls, sie waren nicht niedlich, sie waren schön, sie waren nicht vernünftig, sie waren vollkommen, und ihr Tier spürte es auch, sie strich über sein verkrustetes Fell, dass es staubte, sodass sie durch Nebel schritten, der zugleich trocken und feucht war vom Schweiß ihrer Körper, spürte im Streicheln die Weichheit, spürte ein inneres Beben, das ihnen beiden gehörte und aus Nähe bestand, sah ihr Auge gespiegelt im ruhigen, lieben Auge des Tieres, dahinter eine Spiegelung des Zauns, der aus dieser Perspektive fast im Staub versank, so niedrig war er, und im Horn lag eine Stärke, die sie glauben machte.

Dana Shirley Schällert

geboren 1981 in Hannover, hat Germanistik, Philosophie, Kunst und Erziehungswissenschaften studiert. Neben ihrer Tätigkeit in der Lehrkräfteausbildung für Gymnasien verfasst sie Kurzprosa, die sie bereits in zahlreichen deutschsprachigen Literaturzeitschriften veröffentlicht hat. Ihr erster Erzählband erscheint 2024 im Baltrum Verlag. Im Netz zu finden ist sie unter www.dana-shirley-schaellert.de.

Warum die Einhörner ausgestorben sind

Die große Gestalt verdeckte das Sonnenlicht am Eingang der Schreinerei und Noah blickte auf. *Ein Kunde*, freute er sich und legte den Hammer nieder.

„Guten Tag, Herr, was kann ich für dich tun?“

Der Mann kam einige Schritte in die Werkstatt und blieb dann stehen. Er war groß, einen guten Kopf größer als Noah, und trug einen weißen, bodenlangen Mantel. Das Haar war ebenfalls weiß und reichte ihm weit über die Schultern, der Bart war kurz gestutzt. Noah sah sofort, dass es sich um einen reichen Kunden handeln musste, der Mann strahlte Autorität und Macht aus.

„Noah, ich weiß, dass du ein Meister deines Faches bist. Du musst mir ein Schiff bauen!“

„Ein Schiff, mein Herr? Hier, in der Wüste?“

„Schon bald wird diese Wüste ein Meer sein!“

Noah stutzte. *Ein Verrückter*, dachte er. *Aber wenn er mich bezahlt, baue ich ihm auch ein Schiff.*

Der Besucher fuhr fort: „Ich brauche ein großes Schiff, hier, ich habe Pläne mitgebracht, und es muss genau so gebaut werden.“

Er legte ein großes Tuch auf Noahs Tisch und breitete es aus. Darauf waren die Umrisse eines riesenhaften Schiffes zu erkennen, mit mehreren Zwischendecks und Angaben von Länge und Breite des Gefährtes.

Noah wurde blass. „Herr, dieses Schiff ist... groß! Ich weiß nicht, ob ich ein so großes Schiff bauen kann. Woher soll ich denn das Holz dafür nehmen, so viel Holz gibt es hier ja gar nicht!“

Der große Mann nickte. „Das stimmt. Du musst Zypressenholz nehmen, denn es muss sehr wasserfest sein. Dafür musst du mit deiner Familie eine Woche westwärts ziehen, dort gibt es genug Zypressen, um dieses Schiff zu bauen. Und ich Sorge dafür, dass die Bäume schnell genug nachwachsen, so dass dir nie das Bauholz ausgehen wird.“

Noah schluckte. „Dieser Bau wird mich Jahre kosten, selbst wenn meine Söhne mir helfen. Und ich habe keine Zeit, meine anderen Aufträge zu erfüllen. Wovon sollen wir leben? Nein, Herr, das geht nicht, das kann ich nicht!“

„Noah, dieser Auftrag ist nicht verhandlungsfähig! Du baust dieses Schiff. Niemand in deiner Familie wird währenddessen Hunger leiden. Und du wirst dorthin umziehen, wo es genügend Bauholz gibt. Hast du das verstanden?“

Die letzten Worte hatte er mit erhobener Stimme gesagt und Noah kam sich plötzlich ganz klein und unbedeutend vor. „Aber Herr ...!“, begann er.

„Weißt du denn überhaupt, wer ich bin, Noah?“

Die Stimme donnerte durch die enge Werkstatt und es kam Noah so vor, als ob der Besucher plötzlich um ein gutes Stück gewachsen sei.

„Nein, mein Herr, das weiß ich nicht. Du hast dich ja nicht vorgestellt!“, wagte er einen letzten Versuch, sich doch noch aus der Affäre zu ziehen.

„Jahwe gibt dir einen Auftrag und du wagst es, mit mir zu diskutieren? Noah, du baust dieses Schiff! Und wenn du fertig bist, dann sage ich dir, wie es weitergeht! Und jetzt packe deine Sachen, nimm deine Familie und ziehe gefälligst in den Zypressenwald! Ich komme wieder, wenn du angefangen hast!“

Damit drehte er sich um und stürmte aus der Werkstatt. Noah schaute ihm verblüfft hinterher. *Verdammt, Jahwe! Und ich habe ihn nicht erkannt!*

Dann raffte er seinen Umhang und eilte in die Küche seines Hauses: „Naama, Naama, schnell, komm, ich muss dir etwas erzählen...“

Der Zypressenwald war, wie versprochen, riesig und Noahs Söhne machten sich sofort daran, Bäume zu fällen und Hütten für die Frauen zu errichten. Dafür nahmen sie die kleineren Bäume, denn die großen, mächtigen Stämme wollten sie für den Unterbau des Schiffes benutzen. Ganz in der Nähe floss ein kleiner Bach und am Rand des Waldes befand sich eine ausgedehnte Fläche mit vielen unterschiedlichen Beerensträuchern und Obstbäumen.

„Verhungern werden wir hier nicht!“, entschied Noah und am nächsten Tag legte er mit seinen Söhnen Sem, Ham und Jafet die ersten Bohlen zum Bau des riesigen Schiffes. Obwohl ihm immer noch nicht klar war, wie er diese Aufgabe bewältigen sollte und warum Jahwe, sein Gott, ihn dafür auserwählt hatte. Da Noah aber ein gläubiger und frommer Mann war, hatte er entschieden, seine Zweifel an diesem Projekt hinten zu stellen und die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen.

Wochen vergingen und die Monate streckten sich zu Jahren. Langsam, quälend langsam, formte sich der Rumpf des Schiffes. Der Wald hallte wider von unermüdlichen Axtschlägen, vom immerwährenden Klopfen, Hämmern und Sägen. Aus Noahs Söhnen wurden starke Männer, aus Noahs Schwiegertöchtern die Mütter seiner Enkelkinder. Naama wachte über die wachsende Schar, die größer werdende Familie, als weibliches Oberhaupt. So wuchs die kleine Siedlung in dem dünner werdenden Zypressenwald immer weiter. Im vierten Jahr der Bauzeit, das Schiff war nun schon mehr als zur Hälfte fertiggestellt und ragte himmelhoch, schaute Jahwe wieder einmal vorbei, um sich vom Fortgang der Arbeiten zu überzeugen.

„Noah, du verrichtest gute Arbeit, ich bin sehr zufrieden mit dir. Heute will ich dir verraten, warum ich dir diese gewaltige Aufgabe übertragen habe. Ich bin sehr unzufrieden, mit dem, was ich geschaffen habe. Die Menschen sind undankbar geworden. Sie achten mich nicht mehr. Sie saufen, fressen und huren, töten sich sinnlos gegenseitig und sind grausam zu den Tieren. Dem muss ein Ende gesetzt werden. Ich werde sie alle ersäufen, Noah, nur die, die an mich glauben, sollen gerettet werden. Und natürlich die Tiere, denn sie sind unschuldige Wesen und haben mich immer geachtet. Wenn du also das Schiff fertig hast, dann geh und sammle von jedem Tier ein Paar und bringe es auf das Schiff. Achte darauf, dass es immer ein Weibchen und ein Männchen ist, so dass sie, wenn das Wasser wieder abgeflossen ist, diese meine Erde wieder mit ihren Nachkommen bevölkern werden. Hier ist die Liste, damit du keines vergisst!“ Damit reichte er ihm ein Tuch, auf dem alle Tiere aufgezeichnet waren.

„Ich werde mich unter den Menschen umschauen, vielleicht finde ich doch noch einige, die es wert sind, gerettet zu werden. Obwohl...“, er seufzte tief und hielt sich die Hand vor Augen. „Obwohl ich nicht glaube, dass ich jemanden finde. Aber wenn, dann schicke ich ihn zu dir. Und du und deine Familie habt natürlich einen Platz auf dem Schiff verdient. Ich nenne es ab jetzt die ‚Arche Noah‘, dir zu Ehren, mein lieber Noah, und du darfst den Namen auf den Bug malen. Wenn du alle Tiere auf der Arche untergebracht hast, dann schließe die Türen, denn es wird es 40 lange Regentage geben und diese Wüste in ein Meer verwandeln. Du wartest dann, bis es aufhört zu regnen. Du suchst einen günstigen Landeplatz, wartest, bis das Wasser wieder abgeflossen ist und lässt die Tiere und Menschen von Bord. Hast du das soweit verstanden?“

Noah hatte ihm mit offenem Mund und wachsender Verwunderung zugehört.

„Ja, Herr Jahwe, aber die Menschen, werden sie alle ertrinken? Das ist schrecklich, willst du das wirklich?“

„Natürlich, denkst du denn, dass ich bloß so daher rede? Meine Schöpfung ist total aus dem Ruder gelaufen und ich muss was tun, sonst habe ich bald keine Schöpfung mehr, weil sich alle gegenseitig umbringen! Tu, was ich dir gesagt habe, ich muss eine Sintflut vorbereiten!“ Damit erhob er sich und stapfte durch den Wald davon.

Noah saß noch lange vor dem ersterbenden Lagerfeuer und überlegte. Die Sache mit den Tieren, die leuchtete ihm ein. Aber dass alle Menschen schlecht sein sollten und gotteswidrig handeln würden, nein, das wollte ihm nicht in den Kopf. Am nächsten Tag gab er seinen Söhnen den Auftrag, die Arche weiter zu bauen und verkündete, er wolle in die Stadt gehen und noch mehr Menschen finden, die mit auf sein Schiff wollten, um gerettet zu werden.

In der Stadt jedoch war es nur noch schlimmer geworden. Spelunken an jeder Ecke, Betrunkene die schon am hellen Tag in Hauseingängen lagen und schnarchten, Diebe, die auf der Suche nach schneller Beute deren Taschen durchwühlten. Ja, sogar in dem großen Tempel, wohin sich Noah schließlich flüchtete, sah er zwei Männer, die sich auf üble Weise beschimpften und aufeinander einschlugen, während der Geistliche teilnahmslos zusah. Wen er auch ansprach und seinen Plan vortrug, er wurde ausgelacht, verspottet und aus einer Spelunke warf man ihn gar hinaus, so dass er mit dem Gesicht zuerst auf der staubigen Straße landete. Traurig trat er den Heimweg zum Zypressenwald an und sinnierte den ganzen Weg über. Hatte Jahwe recht, waren die Menschen wirklich so übel geworden? Er hatte es nicht glauben wollen, aber dieser Tag hatte ihn eines Besseren belehrt.

Nun trieb er den Bau der Arche mit erneutem Schwung voran. Obwohl er jeden Morgen hoffte, doch noch ein paar Gottesfürchtige zu erblicken, die mit ihm auf die Arche wollten, blieb der Weg zu seiner Siedlung leer. Und Noahs Arche wuchs und wuchs.

Am Ende des siebten Jahres schlug Noah den letzten Nagel in das harte Holz und verkündete: „Die Arche ist gebaut. Jetzt wollen wir die Tiere zusammenholen!“

Er breitete das große Tuch auf der Erde aus, das Jahwe ihm gegeben hatte. Seine Familie versammelte sich davor und alle waren erstaunt, wie viele Tiere es gab. Seine älteste Enkelin war die Erste, die sich meldete.

„Aber, Opa Noah, wo sind denn die Vögel, dürfen die nicht mit auf unser Schiff?“

„Reena, die Vögel brauchen keine Arche, die können doch fliegen und finden immer einen Baum oder einen Berg, wo das Wasser sie nicht erreichen kann. Die Fische müssen ja auch nicht mit, die freuen sich, wenn sie so viel Wasser bekommen. Nein, wir müssen alle Tiere retten, die auf dem Land leben. Schau mal hier, Löwen, Elefanten, Pferde, Wölfe, alle Tiere, die hier gezeichnet sind, die müssen wir finden und auf die Arche bringen. Morgen fangen wir damit an!“

Im ersten Morgenlicht machten sich Noahs Söhne auf den Weg. Sie liefen nach Norden, nach Süden, nach Westen und nach Osten. Wenn sie ein Tierpaar erblickten, dann wiesen sie ihm den Weg zur Arche, schärften ihnen ein, sie müssten sich beeilen, und rannten weiter. Noah selber blieb an der Arche und dokumentierte die ankommenden Tierpaare. Dann strich er sie sorgfältig von der Liste, wies ihnen auf dem großen Schiff einen Platz zu und wartete auf die nächsten Ankömmlinge. Die Arche hatte mehrere Zwischendecks und so wurden die Tiere, die natürliche Feinde waren, getrennt voneinander untergebracht. Auf dem unteren Deck hatten die Raubtiere ihren Platz. Löwen, Tiger, Bären, Eisbären, Wölfe, Wildhunde und viele mehr. Jedes Paar hatte einen eigenen Bereich, so konnte es keinen Streit geben. Auf dem nächsten Deck fanden die größeren Landtiere eine Unterkunft. Giraffen, Elefanten, Nashörner, Okapis, Zebras, Flusspferde, Büffel, und auch hier waren die einzelnen Tierpaare abgetrennt und

konnten sich, wenn sie es wollten zurückziehen. Wenn sie sich gut benahmen, dann durften sie auch auf der Arche umherstreifen und mit den anderen Tieren spielen. Im obersten Deck fanden alle kleinen Tiere und Insekten, die nicht fliegen konnten, einen sicheren Platz. Hier gab es weiträumige Gemeinschaftsunterkünfte, denn die kleinen Gesellen vertrugen sich gut. Da waren Mäuse, Kaninchen, Hamster, Hühner, die ja eigentlich Vögel sind, aber nicht fliegen können. Das war ein Umhergerenne und Gequieke und es wurde mit jedem Tage voller und lauter. Noah hatte auch einen Bereich der Arche als Futterkammer hergerichtet, denn natürlich mussten seine vielen Passagiere auch etwas zu fressen haben. Er wusste zwar, wie lange diese von Jahwe vorhergesagte Sintflut dauern sollte, aber wie lange es dauern würde, bis das Wasser wieder abgelaufen war, das wusste er nicht. Doch er hatte reichlich Getreide, Nüsse und Gras eingelagert. Ganz oben auf Deck hatte er für seine Familie eine Unterkunft gebaut, hier konnten sie essen, schlafen und sich um die Tiere kümmern.

Nach vielen Tagen kamen Noahs Söhne erschöpft zurück und verkündeten, dass sie allen Tieren Bescheid gesagt hätten und nun könne der Regen beginnen. Noah schaute auf seinen Plan und rief erschrocken aus: „Nein, das geht doch nicht, ihr habt etwas vergessen!“

„Wieso, was denn?“, fragte Sem verwundert.

„Wir haben an alles gedacht!“, versicherte Ham.

„Wer fehlt denn?“, wollte Jafet wissen.

„Die Einhörner, ihr habt die Einhörner vergessen!“, rief Noah und schickte einen besorgten Blick zum wolkenverhangenen Himmel. Es hatten sich dicke, dunkle Wolken gebildet und es sah tatsächlich so aus als würde es jeden Augenblick anfangen zu regnen. Die Söhne scharten sich um Noah.

„Bist du dir sicher, Vater? Lass uns doch auf der Arche nachschauen, vielleicht sind sie ja mitgekommen, also, ich habe sie hergeschickt!“, versicherte Sem und gemeinsam eilten sie die Rampe ins Innere des Schiffes empor. Sie durchsuchten alle Decks, schauten in jeden Winkel, fragten die anderen Tiere, doch niemand hatte die Einhörner gesehen.

„Rasch, rasch, ihr müsst sie suchen, lauft, schnell, bevor es beginnt, wir müssen die Einhörner finden, sonst ... ach, ich weiß nicht ...!“, jammerte Noah und seine Söhne machten sich eiligst auf den Weg.

Sem durchstreifte den Wald bis in den äußersten Winkel, er schaute in jede Höhle und hinter jeden Baum, aber er konnte kein Einhorn finden. Das erstaunte ihn, denn er war sich sicher, dass er vor erst wenigen Tagen dem Einhornpaar gesagt hatte, es solle sich zur Arche begeben. Am Ende kletterte er auf eine sehr hohe Zypresse, um das weite Land hinter dem Wald überblicken zu können, aber auch hiermit hatte er kein Glück.

Ham lief durch den Obstgarten in Richtung Wüste, denn er glaubte, dort einige helle Schatten gesehen zu haben. Einhörner liebten Äpfel und Beeren und er fand auch etliche Hufspuren, aber keine Einhörner. Immer wieder schaute er zum Himmel und bemerkte die stetig dicker und dunkler werdenden Wolken. Er wusste, dass er nicht mehr viel Zeit hatte und beeilte sich, aber auch er hatte kein Glück.

Jafet hatte sich in Richtung des großen Sees aufgemacht, denn er hatte gehört, dass die Einhörner sich gerne am Wasser aufhalten. Sie liebten es, zu schwimmen und in der Brandung zu spielen. Das konnte er sich eigentlich nicht vorstellen, denn er mochte das Wasser nicht, das war ihm zu wild und ungestüm und darin schwimmen konnte er schon gar nicht. Aber er war ja auch kein Einhorn. So war er die ganze Nacht unterwegs gewesen und kam nun am Ufer der weiten Wasserfläche an, gerade als die Sonne aufging. Der lange Sandstrand lag still im ersten Morgenlicht und Jafet meinte schon, dass sein Weg umsonst gewesen war. Da entdeckte er, dicht oberhalb der Wasserlinie, eine tiefe Kuhle in der sich etwas zu regen

schien. Er kam näher und sah, dass es sich tatsächlich um zwei Einhörner handelte, die dort, eng aneinander geschmiegt, im Sand lagen und ihn aus verschlafenen Augen betrachteten. Ihre gedrehten, unterarmlangen Hörner glänzten wie Perlmutter und ragten aus der Mitte der glatten Stirn empor. Die gewellte, schneeweiße Mähne wehte im sanften Wind und die klugen, nachtschwarzen Augen mit den langen Wimpern reflektierten die Morgensonne. Erleichtert ließ Jafet sich neben den beiden Tieren in den Sand sinken.

„Jahwe sei Dank, ich habe euch gefunden. Die Arche ist bereit und ihr müsst mit mir kommen, schnell, bevor der Regen einsetzt. Sonst schaffen wir es nicht mehr und müssen ertrinken.“

Die Einhörner standen auf und schüttelten sich den Sand aus dem Fell. Das größere Tier streckte sich und warf einen sehnsüchtigen Blick auf den See.

„Nein, nein, kein Morgenbad, dazu haben wir nun keine Zeit mehr. Kommt, schnell, jetzt, wir müssen los!“

Die Einhörner sahen sich an, dann rieben sie ihre Nasen aneinander und kraulten sich zärtlich am Mähnenkamm. Dann ließ sich das etwas größere Einhorn auf die Knie nieder und bedeutet Jafet stumm, auf seinen Rücken zu steigen.

„Oh, ja, gute Idee, dann sind wir schneller an der Arche!“, freute er sich und los ging der wilde Ritt.

So kamen sie in nur einem Bruchteil der Zeit wieder an der Arche an. Ein steter Nieselregen hatte eingesetzt und Noah stand an der Reling und blickte besorgt über das Land. Nur noch eine Rampe war geöffnet und Jafets Frau Linna stand dort, mit dem jüngsten Kind auf ihrer Hüfte. Gerade als die beiden Einhörner mit ihrem Reiter durch das Tor galoppierten und Noah sich anschickte, die Rampe zu schließen, setzte ein wahrhaft gewaltiger Regen ein. Jahwe hatte buchstäblich alle Schleusen geöffnet und seine Vorhersage einer Sintflut wahr gemacht. Wie eine Wand kam das Wasser vom Himmel gestürzt und wehte einen Schwall ins Innere der Arche. Nur mit gemeinsamen Kräften gelang es Noah und den Söhnen, die Rampe zu schließen.

Erschöpft ließ Jafet sich vom Rücken des Einhornes gleiten. Sem stand bereit und führte die beiden Neuankömmlinge in ihr Quartier im Zwischendeck der Arche, während Noah seinen jüngsten Sohn über die Suche ausfragte.

„Deine Brüder sind schon letzte Nacht zurück gekommen. Ich habe mir ein wenig Sorgen gemacht. Wo warst du denn so lange?“

„Ich habe sie am Ufer des großen Sees gefunden, sie schliefen dort in einer Sandkuhle am Strand. Erst wollten sie nicht mitkommen, aber dann sind wir so schnell es eben ging zurück galoppiert. Aber jetzt bin ich müde und sehr hungrig, Vater, ich werde mit Linna in mein Quartier gehen und mich ein wenig ausruhen. Später helfe ich euch dann mit der Fütterung.“ Noah sah seinem Sohn nach, dann machte er sich auf einen Rundgang durch die Arche. Noch saß das Schiff fest auf seinen Böcken, aber wenn es so weiter regnete, dann würde das Wasser es bald anheben und fort tragen. Schon war von dem Waldboden nichts mehr zu sehen, nur eine riesige Pfütze, in die es immer weiter regnete und regnete.

Noah schaute bei den Raubtieren vorbei, hier war alles friedlich. Die meisten Tiere schliefen. Am meisten freute ihn der Nachwuchs bei den Eisbären. Erst heute Morgen war das kleine Eisbärenbaby zur Welt gekommen. Vater und Mutter Eisbär begrüßten Noah mit einem tiefen Brummen und kümmerten sich gleich wieder um das winzige Bärchen.

Auf dem oberen Deck herrschte wie immer ein undurchdringliches Gewusel und Gerenne. Noah hielt sich hier nicht gerne auf, denn er hatte immer Angst, auf eines der kleinen Wesen zu treten. Er konnte gerade noch beiseite springen, als eine Ziege, die mit einem Hasen Fangen spielte, ihn fast von den Füßen gerissen hätte. Sie sind ja alle so ungestüm, dachte er,

hoffentlich bringe ich die ganze Bande unbeschadet wieder von dieser Arche herunter. Und nicht zum ersten Mal wollte er schier verzweifeln an der enormen Verantwortung, mit der Jahwe ihn beauftragt hatte.

Dann begab er sich in das zweite Zwischendeck, hier war er am liebsten. Hier waren es der beruhigende Geruch von Heu und Gras, die einschläfernden Geräusche von kauenden und widerkäuenden Kiefern und dumpf stampfenden Hufen. Aus der Ecke der Elefanten kam ein leises Quietschen, die Dickhäuter unterhielten sich leise und kraulten sich gegenseitig mit den Rüsseln an den Ohren. Bei den Rindern untermalten Klackgeräusche die Kulissee; ihre Hörner, die beim Fressen aneinander stießen.

Noah fühlte einen Ruck, der durch das Schiff ging. Erschrocken wollte er nach oben laufen, um zu sehen, was passiert war, aber dann beruhigte ihn die leisen, schaukelnden Bewegungen des Rumpfes. Er begriff, dass das Schiff sich freigeschwommen hatte und sie nun auf Gedeih und Verderb in seinem Inneren festsaßen, bis es aufhörte zu regnen. Wie Jahwe es voraus gesagt hatte. Zufrieden setzte er seinen Rundgang fort. An den Giraffen vorbei, die mit ihren langen Hälsen an die Decke stießen, den Zebras, die in dem Halbdunkel nur als weiße Streifen erkennbar waren, und den trägen Flusspferden, die wahrscheinlich jetzt schon ihren schlammigen Ufersand vermissten. Fast genau in der Mitte hatte er den beiden Einhörnern die letzten Plätze zugewiesen. Die Tiere standen Seite an Seite und freuten sich an dem frischen Heu, das Sem ihnen aufgeschüttet hatte. Der wilde Ritt hatte seine Spuren hinterlassen. Die sonst so schneeweißen Beine waren bis unter den Bauch mit Schlamm bespritzt, das samtige Fell schmutzig und verklebt. Aus dem bodenlangen Schweif tropfte immer noch Wasser und die Flanken waren schweißbedeckt. Noah konnte es nicht mit ansehen, entschlossen griff er nach einem Bund Blätter und begann, das Fell damit trocken zu reiben. Das Einhorn drehte den Kopf zu ihm und schaute ihn aus dankbaren Augen an. Noah wusste, dass Einhörner sehr reinliche Tiere sind und nichts als so unangenehm empfinden, als schmutzig zu sein. Er rieb und rubbelte, streichelte und massierte, kämmte die langen Schweifhaare und trocknete dem Tier den Bauch. Dabei stellte er fest, dass es sich bei dem größeren der Einhörner um einen prächtigen Hengst handelte, der sich unter seinen Händen sichtlich wohl fühlte und bald wieder in alter Frische und mit schneeweißem Fell glänzte.

Nun wandte Noah sich dem anderen Einhorn zu. „Na, meine Schöne, bald haben wir dich auch wieder ganz sauber! Ist schon nicht so angenehm, nicht wahr, mit all dem Schlamm und Schmutz auf dem Fell! Aber das haben wir bald! Eigentlich sollte Naama dich bürsten, so von Frau zu Frau, da fühlst du dich sicherlich wohler als mit meinen groben Händen! So schlanke Fesseln hast du, du bist wirklich eine Schönheit, und diese Mähne, nein, was sind diese Haare weich. Und so lang! Na los, die Beine sind trocken, jetzt noch der Schweif und den Bauch, das haben wir gleich...“ Noah bückte sich um sicher zu gehen, dass er auch unter dem Bauch alle Schlammspritzer entfernt hatte. „Na, das ist doch...“ Im Dämmerlicht glaubte er, dass er sich getäuscht hatte. Ganz bestimmt hatte er sich getäuscht! Das konnte doch nicht sein! Er richtete sich auf und schaute ungläubig von einem Einhorn zum anderen. Beide Köpfe waren zu ihm gedreht, die Hörner schimmerten im fahlen Licht und die langen Wimpern klimperten unschuldig. Noah bückte sich wieder, schaute dem einen Tier unter den Bauch, dann dem anderen. Richtete sich wieder auf. Dann drehte er sich auf dem Absatz herum und hastete die Rampe zum Oberdeck hinauf. Er riss die Tür auf, stürmte ins Zimmer seines Sohnes und schrie: „Jafet, du Nichtsnutz von einem Sohn, du hast mir zwei Hengste gebracht! Wie soll ich das Jahwe erklären?“

Michaela Kaiser

ist 1955 in Berlin geboren und lebte bisher überwiegend im Ausland. Ihr abwechslungsreiches und abenteuerreiches Leben hat sie nun hinter sich gelassen und ist im schönen Allgäu sesshaft geworden. Verschiedene Publikationen, Kurzgeschichten und biografische Romane von ihr sind bereits erschienen, u. a. im Karina Verlag, bei ETS, bei Pigentar und im Verlag Roter Drache. mkaiser56.wixsite.com/website

Stimmengewitter

„Hört ihr das?“ Lotta dreht sich hastig um und blickt mit großen Augen von einer Freundin zur anderen. Sie ist angespannt, jeder Muskel stramm wie eine Harfenseite.

„Da war etwas, wirklich! Da, schon wieder.“

„Komm endlich essen, Lotta, es ist nichts. Alles ist wie immer. Die Vögel singen, das Gras ist grün, die Kälber springen, der Traktor stottert über den steinigen Acker, der Bauer schimpft und der Hund kratzt sich mit dem Hinterbein an den Zecken hinterm Ohr.“

Keine Wolke ist am Himmel zu sehen. Über dem Haus mit den weiß gekalkten Wänden und der einst grün-rot gestrichenen Veranda scheint milchig grell die Mittagssonne. Wie kleine Hautfetzen pellt sich die alte Farbe von den Holzplatten am Gartenzaun. Mächtig thront eine Kastanie inmitten des von Stallungen eingerahmten Hofes. Sie war schon immer dort gewesen, hatte Familien kommen und gehen sehen und Schatten gespendet an sorgenreichen Dürretagen. Doch sie blieb stumm, die alte Riesin, hörte zu, tanzte bedächtig im Wind und sammelte in ihren knorzigen Furchen die Geschichten, die ihr Spechte und Eichhörnchen zutrug. Im Frühling zündete sie Kerzen an und hieß den neuen Kreislauf willkommen, in nebligen Herbstnächten atmete sie ihre Weisheit sachte übers Land.

„Da sind Gestalten, seht nur, sie kommen näher.“

„Das wird der Bauer sein, wer weiß schon, woran er wieder herumdenkt.“

„Es sind so viele, sie kommen mit schweren Geräten, hört ihr das Dröhnen nicht?“

„Alles ist wie immer, Lotta. Die Tauben gurren, das Wasser plätschert in den rostigen Trog, die Gänse tun sich am Gras gütlich, der Bauer hat Mist unter den Stiefeln und die Schaukel quietscht kläglich hinterm Haus.“

Die Hitze flimmert, ferne Büsche verschwimmen und zerfließen in der Sommerlandschaft. Wie eine Platte mit Sprung wiederholt der Kuckuck seinen Ruf. Eine Uhr bewohnt er nicht, doch er zeigt an, dass es Zeit ist. Es knirscht im Gebälk als die ersten Wellblechplatten mit einer eisernen Gabel vom Dach gespießt werden. Als wären sie zu einem Festmahl versammelt, schaufeln und schaben, gabeln und kratzen die schweren Geräte wie hungrige Blechriesen auf runden, gedrungenen Kautschukbeinen die Verkleidung herunter, bis nur noch das nackte Holzgerippe wie eine angeschwemmte Fischgräte hinterm Misthaufen emporragt.

„Unser Zuhause, wo sollen wir hin? Wo werden wir schlafen? Was tun sie uns an?“

„Alles ist gut, Lotta. Der Bauer spritzt Gülle, die Nachbarn fluchen, die Kartoffeln sprießen mit dem Unkraut um die Wette, das stählerne Silo blendet im gleißenden Licht und im Dorf kräht ein Hahn, obwohl es längst nicht mehr Morgen ist.“

Nun wird auch der Fischgräte zu Leibe gerückt. Furios kreischend frisst sich die Säge mit tausend Zähnen durch das Holz. Es splittert und kracht, es seufzt und ächzt, bis der erste tragende Balken in einer fulminanten Staubwolke auf das über die Jahre braungefärbte

Betonfundament stürzt. Die Erschütterung erfasst den Hof, erfasst den Bauern, doch unerschütterlich steht die Kastanie und wiegt bedächtig ihren grünen Schopf.

„Sie nehmen uns alles, sie werden uns holen. Was haben wir ihnen getan?“

„Alles wird wie immer, Lotta. Die Bienen werden den rissigen Backsteinkamin beziehen, der Bussard wird sich trudelnd waghalsiger Krähen erwehren, der Nachbar wird Milch holen und über das Wetter klagen, der Pulsschlag des Elektrozauns wird ticken immerfort und der Bauer wird Erbsensuppe in einem großen Bottich kochen.“

Schutt und Geröll liegen verstreut, wie achtlos liegengelassene Brotkrümel auf dem Betonteller der Blechriesen. Sie sind nun satt und wummern von dannen, um wohligh geschützt und ölig gepflegt in Einzelunterkünften zu schlummern und auf ihr nächstes Festmahl zu warten. Die Banderole, von der glückliche Kühe glotzten, liegt nun im Schmutz, das Öko-Logo bis zur Unkenntlichkeit zerfahren. Wolken ziehen auf und wickeln das Land in Watte, ersticken jeden Laut, Stille drückt nieder.

„Nun steht nichts mehr. Wir haben alles verloren. Wir müssen weiterziehen, doch wo sollen wir hin?“

„Alles wird gut, Lotta. Am Abend schwingt sich die Nachtigall in höchsten Tönen hinauf, die Sonne geht unter, der Specht klopft an goldene Kiefern, das rhythmische Pumpen der Melkmaschine beschließt den Tag und der Bauer füttert Kälber aus Sitzeneimern.“

Die abendliche Farbrolle malt Streifen in Pastell auf die Himmelsleinwand. Knirschen durchbricht die Ruhe vor dem Sturm. Ein grüner Lastwagen schiebt sich schwerfällig über den Schotter bis zum Zaun. Er blinkt und tönt im Rückwärtsgang und walzt rumpelnd einen Pfahl danieder. Der Draht zerspringt wie eine Bogensehne. Nun hängt er schlaff und pulslos im taufrischen Gras. Mit einem dumpfen Geräusch klappt die Laderampe herunter. Wie ein metallener Steg dockt sie den stickigen Container an die abgegraste Sommerweide.

„Versteht ihr das nicht? Alles ist fort, alles, was war, wird nie wieder sein. Kein Gras, keine Milch, kein Stall, keine Kälber, alles wird schwinden. Wir sind ganz allein.“

„Wir sind doch noch hier, Lotta. Da stehen die Kraniche mit langen Beinen und Federschweif, dort stiehlt sich der Fuchs im trockenen Graben unterm toten Zaun hindurch, die Kastanie steht drüben, mächtig und stumm, wo sie immerzu stand, da kommt schon der Bauer und ruft uns zum Abend, wie immer mit Hut und Stock in der Hand.“

Die Laderampe schließt sich wie ein gieriges Maul. Der letzte gelockte Schwanz verschwindet im Nichts. Es ist dunkel und drückend, drinnen wie draußen. Dicht and dicht stehen im Wagen die Freundinnen und der Bauer davor allein und gebückt. Er presst die arthritischen Hände in die Seiten und verzieht vor Schmerz das faltige Gesicht. Der Motor wacht auf, die Scheinwerfer blinzeln und strahlen dann durch das Abendblau. Bald verschwinden die kleinen roten Flecken in der Ferne, wo die Straße sich windet und um den Hügel schraubt.

„Lotta, wo sind wir, wo fahren wir hin? Zu einer anderen Weide, zu grünereem Gras?“

„Wir wurden vertrieben, will niemand uns helfen, ach Lotta, was wird nun aus meinem Kalb?“

„Wohin schiff man uns, könnt ihr etwas sehen? Alles ist dunkel und schaukelt so arg.“

„Wo ist der Bauer, kann er uns hören? Wir müssen rufen, dann tut sich vielleicht etwas!“

„Es bleibt weiter still, nur draußen das Dröhnen. Kann uns niemand mehr brauchen? Wer mäht nun das Gras?“

„Wer gibt nun die Milch, und wer düngt die Weiden?“

„Wer muht leise abends die Kälber in den Schlaf?“

Der Laster hält an. Die Hydraulik schnauft wie ein wütendes Tier, als die Klappe sich öffnet und Lotta und ihre Freundinnen in eine weiße Welt aus kühlen Kacheln spuckt. Hufe klappern über Keramik, verdautes Gras platscht auf den Boden und wird dort zu einer schmierigen Schicht.

Die Beine rutschen, es poltert und kracht. Zurückgeworfen von den sterilen Wänden entfaltet sich Donner und grollt tausendfach. Ein Muhen ertönt aus allen Mäulern, ängstlich verstärkt stimmen alle mit ein. Die Klänge von Lotta und all ihren Freundinnen verschmelzen zu einem letzten Kanon. Ehe die Nacht ihr samtblaues Seidentuch über die Felder zieht, ist das Stimmengewitter verhallt und der Mond schwebt wie ein Heißluftballon über die Baumwipfel. Er blickt auf den Schlachthof, die Felder, die Weiden, die große Kastanie und den Haufen Geröll. Die Dürre war grausam, griff mit trockenen Fingern noch nach dem letzten Halm. Ausgebrannt die Erde, ausgebrannt der Bauer, im Keller der Milchpreis und ein paar alte Kartoffeln. Er setzt sich unter die alte Kastanie, da öffnen sich die Schleusen und es trommeln die Tropfen aufs Blätterdach. Nass sind auch die Wangen des entmutigten Mannes. Langsam sickern die Tränen ins Gras. Die weise Kastanie saugt den Kummer sorgsam auf. Im nächsten Frühjahr wird sie ihre Kerzen entzünden, für Lotta, ihre Freundinnen und den alten Bauern, dem nichts blieb als sein Stolz, sein Stock und sein Hut. Er sitzt jetzt hoch zu Ross auf seinem eigenen Blechriesen und schaufelt und gabelt auf Höfen in Not.

Anstelle der Weiden und Felder und Ställe zieren nun vereinzelt Holzwürfel das Land. Nachhaltiger Bau, minimalistisch, hell und freundlich. Die Bewohner sind begeistert und wuseln wie Ameisen unterm sengenden Sonnenball. Der alte Hof ist einer Solarfarm gewichen, blauglitzernd speist sie das rege Treiben. Das Silo hat seine letzten Körner gegeben, es ist nun ein Freiluftbad für Groß und Klein. Es wird geplansch, geplaudert, gelacht und gesonnt. In Karawanen ziehen Familien aus dem Betonlabyrinth der Großstadt heraus. Sie finden Entschleunigung im beruhigenden Wechselspiel aus Schatten und Sonne der weißen Windradwälder. Die grauen Kiefern fielen in Scharen, sie waren erkrankt und grünten nicht mehr. Als Baumaterial im Ökodorf gab man ihnen ein zweites Leben, hinfert geschliffen die Borkenkäferhyroglyphen. Die Wiesenflächen, handtuchgroß und sorgfältig umzäunt, sind grün von Frühling bis Herbst, samt Blumenpracht. Die neuen Bewohner hegen und pflegen, sie gießen und wässern von früh bis spät und so manches Mal auch mitten in der Nacht. Der Kuckuck ist verreist, die Gänse verzogen, nur der Fuchs schleicht nach wie vor durch das Gras. Behände erklimmt er die Abfallbehälter und tut sich gütlich an glasigem Nudelsalat. Die alten Bäume sind kräftig beschnitten, nur ihre Stämme zeugen von ihrer einstigen Pracht. Doch inmitten des Feriendorfes von morgen steht die weise Kastanie und wiegt sich ganz sacht. Wie Generationen vor ihnen, suchen Specht und Eichhörnchen Schutz unter ihrem Jahreszeitengewand. Sie tanzt zur Melodie des Windes und flüstert ihm zu, erzählt ihm von Kühen, stöhnt von trockenen Zeiten und erinnert an damals, als der Stall noch stand.

Svenja Ohlsen

In Frankfurt am Main 1992 geboren, träumte Svenja Ohlsen als Kind davon, als Seefahrerin die Welt zu bereisen und Bücher über ihre Abenteuer zu schreiben. Aus Neugier für Kulturen und Sprachen studierte sie Übersetzen und Dolmetschen. Wenn auch nicht mit dem Schiff, so brach sie dennoch zu zahlreichen Abenteuern in Europa auf. Sie lebte und reiste zeitweise in Frankreich und Spanien, bevor sie sich in die schroffe Schönheit der schwedischen Insel Gotland verliebte. Nun ist sie als freie Autorin und Übersetzerin tätig und lebt auf einem Bauernhof in Schweden, wo sie den Kühen ihre neuesten Abenteuer Geschichten erzählt.

Herbst / Autumn / Winter

Autumn

The leaves are blowing
to the ground,
and more and more
are falling down,
I love the rhythmic
nestling sound
and shapes of yellow,
red and brown.

Jack Horne

Jack Horn is a freelance writer and poet of Plymouth (Devon, England). He is a good friend of Gert Knop and was also member of „The Plymouth Writing Group“. He writes novels, short stories and poetry.

Jack Horn ist freier Schriftsteller und Lyriker aus Plymouth (Devon, England), ein guter Freund von Gert Knop und war Mitglied der „Plymouth Writing Group“. Er schreibt Romane, Kurzgeschichten und Gedichte.

Herbst

Die Blätter werden zu
Boden geweht,
Und mehr und mehr
fallen herunter.
Ich liebe das rhythmisch
raschelnde Geräusch,
und Formen von Gelb, Rot
und Braun

Winter

I remember well
how winter was
long time ago,
and loved the
snowflakes
come and go.
We built an igloo
in the garden,
and pouring water
to make snow harden.
We fetched a sledge,
rushed to a hill.
We had much fun.
These memories
are vivid still

Winter

Ich erinnere mich gut,
wie Winter war
vor langer Zeit,
und liebte die
Schneeflocken
kommen und geh'n.
Wir bauten ein Iglu
im Garten
und gossen Wasser,
um den Schnee
zu härten.
Wir nahmen
den Schlitten,
und eilten zum Hügel.
Wir hatten viel Spaß.
Diese Erinnerungen
sind noch immer
lebendig

Winterbild

Vor zerfließendem
Himmel
ragen die kahlen
Äste der Bäume
am Ufer aus dem
Gebüsch
wie stumme Arme
hervor.
Es ist die Zeit
der langen einsamen
Nächte
und stiller Natur.
Kein winterliches Weiß,
kein Schnee, der fällt,
nur Nebel tropft
aus dem Gezweig,
schemenhaft verdeckt,
fast unsichtbar
ragen vereinzelt
Häuser am Stadtrand
in der Ferne

Winter Picture

In front of a dissolving sky,
projecting branches
of trees
at the banks of the river
out of the underwood
like silent arms.
It is the time of long
and peaceful
solitary nights and quiet
nature.
No winterly white
no falling snow,
only fog drips
from branches.
Shadowy rise single
suburban houses
in the distance

Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach

Jahrgang 1943. Graphikstudium an der Freien Akademie und Werkkunstschule Mannheim. Lehrer für Lithographie, Holz- und Linolschnitt an der „Universidad del Norte“, Antofagasta, Chile. Studium der tropischen Agrarwirtschaft in Deutschland und Schottland (University of Edinburgh). Michotouchkine-Preis für Graphik 1992 und PITCO-Preis für Graphik 1993 in Port Vila, Vanuatu. Graphiken im neorealistischen Stil. Längere Arbeitsaufenthalte in Israel, Sri Lanka, Papua Neuguinea, Vanuatu und Chile. Schreibt Lyrik, Kurzgeschichten, Essays und Dramen auf Deutsch, Englisch und Spanisch.

Bewegende Bilder

Das Lichtspielhaus

Im Kino, wo Träume zur Leinwand erwachen,
Wo Liebende lachen, Bösewichte uns anlachen,
Da steht, versteckt, in des Raumes Ecke,
Ein Künstler, ein Wächter, fernab jeder Schmeiche.

Er sieht die Stühle, die langsam sich füllen,
Hört das Rascheln, das Flüstern, das Stille-Werden der Mühlen.
Die Spannung wächst, das Dunkel senkt sich nieder,
Doch er, der Techniker, zittert nie, gibt auf niemals wieder.

In seinem Kabinett aus Licht und Ton,
Wacht er und sorgt, dass der Film sich lohnen kann'.
Reißt, klebt, justiert und lauscht,
Damit der Zauber des Films nie verhaucht.

Jeder Rahmen, jeder Ton, jeder Effekt,
Ist in seinen Händen, von ihm entdeckt.
Er schenkt uns Welten, weit und breit,
Im Lichtspielhaus, Ort der Unendlichkeit.

Meister der Schatten und Lichter

In der Stille, wo Maschinen leise surren,
Dort, wo Schatten sich mit Lichtern verflechten und verwirren,
Da wirkt er, der Hüter der visuellen Lieder,
Der Meister, der Techniker, gibt auf und gibt nieder nie wieder.

Sein Blick, scharf wie der eines Adlers im Flug,
Kennt jeden Winkel, jeden Lichtstrahl, jeden Trug.
Seine Hände, geschickt und stets ruhig,
Wandeln Chaos in Kunst, so flüssig und flüchtig.

Jede Rolle, die er einfädelt, jeder Ton, der erklingt,
Ist sein Werk, sein Gedicht, das ins Ohr der Zuschauer dringt.
Sein Herz schlägt im Takt der Projektoren,
Denn er ist der Meister, der uns in fremde Welten lässt verroren.

Wenn das Licht bricht und die Schatten tanzen,
Dann ist es sein Werk, das uns lässt in Träumen schwelgen und in Erinnerungen lanzen.
Er, der zwischen Realität und Fiktion vermittelt,
Der Meister der Schatten und Lichter, unermüdlich und unentwirrt.

Im Herzschlag des Films

Wenn das letzte Flüstern im Saal verhallt,
Und die Musik leise durch die Dunkelheit schallt,
Da thront er, in seiner Zelle aus Stahl und Glas,
Der Techniker, dessen Puls im Takt des Films erfasst.

Er spürt den Rhythmus, den Atem des Werks,
Durch seine Adern fließt die Magie, stärkt und merkt.
Jede Szene, jeder Übergang, jede Wendung so fein,
Durch ihn wird der Film lebendig, real, nicht bloß Schein.

Seine Finger gleiten, justieren, halten inne,
Ein falscher Moment, und verloren wäre die Sinne.
Doch in seiner Obhut sind die Geschichten sicher und klar,
Denn sein Herzschlag synchronisiert sich mit dem, was auf der Leinwand war.

Wenn der Applaus brandet, die Emotionen sich entladen,
Bleibt er verborgen, in den Schatten der Kabinen-Pfaden.
Doch wer genau hinhört, kann es vernehmen, kaum verhallt:
Den Herzschlag des Films, den er zum Leben brachte, kraftvoll und bald.

Das Nachspiel des Lichtmeisters

In des Kinos dunklem Kerker verborgen,
Wo Träume verweilen und Morgen erwarten den Morgen,
Da verblasst, im sanften Zwielflicht der Zeit,
Des Technikers Werk, in stummer Zweisamkeit.

Durch Flüstern von Schatten, im Tanz der Elysion,
Bewahrt er Geheimnisse, alt wie Phaëtons Sonnenwagen schon.
Und während der Vorhang des Abends fällt, still und leise,
Webt er uns weiter, in unendlicher Schleife, die Traumreise.

Marcel Kober

Ist als deutscher Anime-Blogger seit 2012 aktiv. Damals begann er unter dem Pseudonym „citybloop“ auf YouTube, mittlerweile ist er jedoch hauptsächlich auf TikTok unterwegs. Aktuell schreibt er für die Filmzeitschrift Deadline, die Webseite AnimeCorner und das Anime-Magazin Koneko.

Die Fee

Du bist eine Herbstfantasie, geboren von den Eichen.
So wie der Regen erfüllst du heute die Ritterlichkeit.
Und Sterne der Ungestörtheit bedürfen deines Urteils.
Gedanken über Glut sind unermessliche Ewigkeit.

Bemooste Grabsteine auf dem Friedhof bleiben doch allein.
Du singst wie die Saatkrähe verlorenes Lied von Barden.
Ich liebe Kants Himmel – er, der Träumer eingedenk, ist mein.
Dich verehrten, du holdseligliche Fee, die Druiden.

Wie ein gestriger, erfrischender und flammender Regen,
du, inspiriert wie der zärtlich-träumerische Erlkönig,
erzählst Legenden-Mythen, dem Jenseits nah, das Schwert tragend.
In das Spieglein der Urewigkeit bohrtest du deinen Blick.

In Gewölken der Heimat gehen Träume in Erfüllung,
wenn deine romantische Träne, sehnliche Feenzähre,
bezaubert die ganze Welt des traumbetörten Morgensterns.
Meine Fee, dein Lied ist im Großen und Ganzen das reinste.

Um Mitternacht tragen dich, voll Zaubers, die Traumfittiche,
wenn tausend Könige der Eichen-Erlen schön erwachen.
Spatzen und Meisen denken, sich sehndend, an deinen Himmel,
erfüllt mit dem numinosen Staub des Sternes-Kometen.

Die Denkmäler der uralten und trunkenen Natur
besingen in dem Glück deine unverwelkliche Freiheit.
Du bist die Fee, die lichte Führerin der Natur-Mutter
durch die wie ein zarter Mythenglanz erträumte Ewigkeit.

Paweł Markiewicz

1983, wohnt in Bielsk Podlaski (Polen), Dichter-Philosoph, Träumer-Denker-Gelehrter. Am liebsten schreibt er Gedichte wie kurze Prosa. Gedichtesungen beim Radio Tide Hamburg.

Drachenlied

Golden schweben heiße Funken,
durch die Lande, Feuersbrunst!
Tief in meinem Herz versunken,
schwelt die wilde, reine Kunst!

Silbern ziehen sich die Adern,
durch die Wolken, Sturm und Blitz!
Fern, wo Erd' und Himmel hadern,
hat er seinen luft'gen Sitz.

Bronzen leuchten jene Schwingen,
durch die Nebel, ein Gedicht!
Wenn weithin jene Arien klingen,
entfacht er frisches Morgenlicht!

Schwarze, kalte, raue Nächte,
nur durchglüht von seinem Schein.
Wie es knistert, Zaubermächte!
Ein Schuppenkleid von Elfenbein.

Grau verschwimmen alle Grenzen,
zwischen Himmel, Erde, Raum.
Nichts als Farbe, Klang, Sätzen.
Mir entschwebt der Wundertraum!

Schneeweiß gleißen alle Sterne,
durch den Äther, in mein Herz.
Und das Lied steigt in die Ferne,
mit dem Drachen himmelwärts!

Magdalena Markovic (geb. Ecker)

wurde 1987 in Oberösterreich geboren und machte schon im Alter von zwölf Jahren ihre ersten lyrischen und literarischen Gehversuche. Mit dem Young-Fantasy Buch „Zwergenschwert“ feierte sie 2014 ihr Romandebüt. Seit 2021 lebt Magdalena mit ihrem ebenfalls schriftstellernden Ehemann Mario und dem gemeinsamen Sohn in Wien.

Kochrezept: „Soljanka“

von Gert W. Knop

Soljanka, auch heute noch im Osten Deutschlands beliebt wie damals in der DDR. Besser als in der Dose, selbst frisch zubereitet.

Zutaten (für zwei Personen)

200 g Gulaschfleisch vom Rind oder auch gemischt (Rind und Schwein)
300 g Kartoffeln (gewürfelt)
Eine rote Zwiebel (oder auch eine Stange Porree)
2-3 Knoblauchzehen
2 Gewürzgurken
Ein Kabanossi
100 g gekochten Schinken (gewürfelt)
1 Esslöffel Kapern
2 Lorbeerblätter
2 Esslöffel Ajvar (scharf)
2 Esslöffel Tomatenmark
3 Teelöffel Bio-Instant-Hühnerbrühe
3 Esslöffel Rapsöl
1 Esslöffel süßes Paprikapulver
Meersalz
Frisch gemahlener schwarzer Pfeffer

Zubereitung:

1. Das Fleisch in einem Liter Wasser mit etwas Meersalz, 2 Teelöffeln Bio-Instant-Hühnerbrühe und 2 Lorbeerblättern bei mittlerer Hitze ca. 45 Minuten köcheln lassen. Den Topf beiseite stellen und die Lorbeerblätter entfernen.
2. Zwiebel und Knoblauch schälen, beziehungsweise nur den Knoblauch falls man Porree anstelle von der Zwiebel verwendet, Zwiebel und Knoblauch (oder nur den Knoblauch, beides gehackt) mit Rapsöl in der Pfanne glasig andünsten.
3. Kartoffeln schälen, grob würfeln und in leicht gesalzenem Wasser mit einem Teelöffel Bio-Instant-Hühnerbrühe ca. 20 Minuten kochen. Dann abgießen und warm beiseite stellen.
4. Gewürzgurken und Kabanossi in nicht zu dünne Scheiben schneiden. Die Kapern und die Gurkenscheiben und Kabanossischeiben zum Topf mit dem Fleisch geben.
5. Kochschinken würfeln und mit Ajvar, Tomatenmark, Paprikapulver und restliches Rapsöl zum Topf geben. Mit Meersalz und frisch gemahlenem schwarzen Pfeffer abschmecken.
6. Porree putzen, waschen, trockentupfen und in dünne Ringe schneiden. Dann ebenfalls zum Topf geben und weitere 20 Minuten bei mittlerer Hitze köcheln lassen. Nach 15 Minuten die Kartoffelwürfel unterrühren.
7. Direkt auf Teller verteilen und dazu Baguette oder Brötchen reichen.

Tipp: Reste können eingefroren werden. Neben dieser Fleisch-Soljanka gibt es auch Fisch- und Pilzsoljanka.



Mein Urteil: Feuriger, nahrhafter Eintopf für kalte, dunkle Winterabende. Solch ein Eintopf schmeckt immer am besten, wenn man die Zutaten separat brät und kocht, wird dann aber auch recht aufwändig. Diese Mühe hat sich aber definitiv gelohnt.

Nachgekocht durch Andrea Herrmann

Rezension „Septembersonne“ von Gerd Egelhof

Und wieder hat Gerd Egelhof einen Lyrikband mit 163 Gedichten über das Leben und die Liebe herausgebracht. Hier geht es um Freundschaft und um die Tour de France, den „süßen Vogel Jugend“ und um die Septembersonne, um den Griff nach den Sternen, um Introversion, um „die armen Seelen der Getriebenen“, um Liebe, Neid und Respekt zwischen den Menschen. Dabei klingt manches leider etwas moralisierend, und während Egelhof selbst Toleranz von den Vollzeitbeschäftigten für seine Freiberuflichkeit einfordert, beschimpft er den unmoralischen Geschäftsmann und die eiskalt berechnenden schönen Frauen.

Sehr schön klingt das hier: „Das selbstbestimmte, freie Leben ist schön und federleicht“. Das hätte jedoch noch detaillierter und bildlicher beschrieben werden können. Oder:

*„Neben Liebe, Charakter,
Empathie, Bildung,
Eigentum, Besitz,
Geld und fetter Beute,
machen auch Kleider Leute.“*

Viele dieser Gedichte sind, wie Sie sehen, eher Prosa mit Zeilenumbrüchen als Lyrik.

Eine weitere Leseprobe:

Ich bin zurück, im Namen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe

*Entschuldigen Sie,
dass ich überrasche,
und wieder aufsteige,
wie Phoenix aus der Asche,
oder dachten Sie etwa,
ich käme aus der Dunkelheit
nicht zurück ins Licht,
Sie misanthrope Flasche?
Was noch zu sagen bliebe,
ich bin zurück, im Namen
des Glaubens, der Hoffnung
und der Liebe.*

Das macht Mut. Schade, dass sich oft solche bitteren Töne in die Septembersonnen-Texte mischen. Offensichtlich zermüht die Welt unseren Stammdichter.

Gerd Egelhof: Septembersonne
Make a book, 2023
Taschenbuch, 240 Seiten, 12,80 €
ISBN 978-3-961720-972

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Rezension „Paris, ein Fest fürs Leben“ von Ernest Hemingway

Rezension „Paris, ein Fest fürs Leben“ (wiederhergestellte Urfassung) von Ernest Hemingway
Originaltitel: A Moveable Feast: The Restored Edition by Scribner's New York

Das 2022 im Rowohlt Verlag erschienene Taschenbuch ist die Urfassung von Hemingways autobiographischem Manuskript.

Hemingway schildert bildreich das Leben der Schriftsteller im Paris der 1920er-Jahre. Es ist die sogenannte „Lost Generation“ und der Erste Weltkrieg ist gerade erst sieben Jahre vorbei. Hemingway besucht die Cafés, beobachtet die Menschen und notiert mit Bleistift in sein Notizbuch. Hemingways Roman teilt sich in voneinander unabhängige Episoden.

Als Journalist berichtete er für Toronto, doch hat er hin und wieder Geldprobleme. In der Rue de l'Odéon leiht er sich bei Sylvia Beach im Buchladen Shakespeare and Company Bücher aus. Er lebt in Paris unter ärmlichem Verhältnis mit seiner Frau Hadley und befreundet sich mit Gertrude Stein und Ezra Pound. Das Atelier von Gertrude Stein ist Treffpunkt der Schriftsteller und Künstler im Pariser Exil.

Als Buchtitel im Deutschen hätte ich mir „Paris, ein bewegtes Fest“ gewünscht, was dem Originaltitel eher entspricht.

Mit seiner Frau Hadley verbringt er einige Zeit im österreichischen Schruns, wo beide wandern und Ski laufen. Er ist sehr angetan von der Freundlichkeit der Österreicher und vom guten Essen.

Er trifft den Schriftsteller Scott Fitzgerald und dessen Frau Zelda. Sie werden gute Freunde. Im vorliegenden Taschenbuch befinden sich Abbildungen einiger original handgeschriebener Manuskriptseiten aus der John F. Kennedy Library and Museum mit Korrekturen. Auch zahlreiche Fotos veranschaulichen das Leben der Hemingways in Paris. In den ergänzenden Pariser Skizzen lobt Hemingway die Großzügigkeit seines Schriftstellerfreundes Ezra Pounds und dessen Frau Dorothy. Mit Pferdewetten verdient sich Hemingway seine Spanienreise.

Im Nachwort dankt Hemingways Enkel Seán allen Unterstützern und der John F. Kennedy Library and Museum für die Originalmanuskripte seines Großvaters, die diese Urfassung ermöglichten.

Ernest Hemingway: Paris, ein Fest fürs Leben
Taschenbuch, 315 Seiten, 12 Euro
Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2022
ISBN 978-3-499-22702-8

Rezensiert durch Gert W. Knop

Wettbewerbe

Datum	31.01.2024	31.01.2024	31.01.2024
Name	Stadtschreiberin Hamburg 2024	36. Fränkischer Preis für junge Literatur	3. Oktober – Deutschland singt und klingt
Genre	Kurzgeschichte (unveröff.)	alle	Lyrik, Kurzprosa, Theaterstück
Thema	auf zu neuen Ufern	beliebig	Grundrecht auf Gewissensfreiheit
Umfang	max. 10.000 Zeichen	Max. 8 Normseiten à 1500 Zeichen inkl. Leerzeichen	Max. 3 Einreichungen pro Autor/in, max. 30.000 Zeichen pro Werk
Form	anonymisierte Kurzgeschichte, Motivationsschreiben, Lebenslauf, Kontaktdaten	Arial, 12 Punkt, 1½-zeilig; in der E-Mail: Name, Kontaktdaten, Geburtsdatum; alle Texte in einem einzigen Worddokument, anonymisiert; .docx oder .odt, kein pdf	deutschsprachig
Preis	Wohnung und Aufenthaltsstipendium Mai-Juli 2024 in Hamburg; 1.) 4.500 €, 2.) und 3.) je 500 €	gesamt 1500 €, aufgeteilt auf mehrere Preise	Summe der Preisgelder 4.500 €
Teilnehmer	über 18 Jahre	16 bis 30 Jahre (Stichtag 31.01.2024) mit erstem Wohnsitz in Franken	Ab 16 oder Schüler/innen der Sekundärstufe in Sachsen
Veranstalter		Literaturzentrum Nord, KUNO e.V. & Stadt Nürnberg, Amt für Kultur und Freizeit (KUF)	Initiative „3. Oktober – Deutschland singt und klingt“
einsenden an	Als PDF an hamburg@stadtschreiberin.de	literaturpreis@kultur-nord.org, Betreff: „36. Literaturpreis“	Formular auf Webseite
nähere Informationen	www.stadtschreiberin.de hamburg@stadtschreiberin.de katelijne@stadtschreiberin.de	www.kultur-nord.org/angebot/literatur/literaturpreis Literaturzentrum Nord, KUNO e.V., Siegfried Straßner, Wurzelbauerstr. 29, D-90409 Nürnberg, Tel. 0911 55 33 87 literaturpreis@kultur-nord.org	https://3oktober.org/schreibwettbewerb/

Datum	31.01.2024	31.01.2024	15.02.2024
Name	9. Weimarer Poetryfilm-Preis	Ennigerloher Dichtungsring	17. Literaturpreis Nordost
Genre	Lyrik, Poetryfilm, Poesiefilm, Videopoesie	Lyrik – heiter, humorvoll, komisch	Utopie/Staatsroman (unveröffentlicht)
Thema	Innovative Kombination von Film und Lyrik		In Finsternis wir wandeln?
Umfang	max. drei Kurzfilme à max. 10 Min	max. drei DIN A4-Seiten	Bis 15.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen)
Form	seit 2021 produziert	5fach, anonymisiert (Jede Seite mit Kennwort); Name, Adresse, Telefon, E-Mail, Kurzbiographie, Kennwort und Text-Titel auf separatem Blatt in verschlossenem Umschlag mit Kennwort; 1,5-zeilig, Arial, 12 Punkt	anonymisiert als pdf; Anschreiben mit Name, Anschrift und E-Mail; Blacklist: www.literaturnordost.de/aktuelle-ausschreibung/
Preis	Jurypreis Animation & Realfilm je 1200 €; Publikumspreis: 250 €; Preisvergabe am 1.6.24 auf Poetryfilmtagen	Abstimmung auf Veranstaltung am 26. April 2024; 1.) 150 €, 2. und 3. €: je ein Buchgeschenk	1.) 14-tägiger Aufenthalt in Brandenburg, 2.) Literaturgutachten über 200 Seiten, 3.) über 100 Seiten
Teilnehmer	Filmemacher/innen aller Länder	über 18 Jahre und Wohnsitz in Deutschland	
Veranstalter	Literarische Gesellschaft Thüringen e. V.	Alte Brennerei Schwake e.V., Ennigerloh & Die Glocke (Zeitung)	Freie Lektoren Obst & Ohlerich, Brüsenhagen und Innsbruck
einsenden an	per E-Mail (Transferlink) oder https://filmfreeway.com/weimarpotryfilmaward Formular für E-Mail-Einreichung anfordern unter festival@poetryfilm.de	Per Post (kein Einschreiben) an Alte Brennerei Schwake e.V., „Dichtungsring 2024“, Liebfrauenstr. 6, D-59320 Ennigerloh	Dr. Gregor Ohlerich, Stichwort: Literaturpreis NORDOST ohlerich@freielektoren.de
nähere Informationen	Literarische Gesellschaft Thüringen e. V., Marktstraße 2-4, D-99423 Weimar, festival@poetryfilm.de https://filmfreeway.com/weimarpotryfilmaward	info@alte-brennerei-ennigerloh.de , https://alte-brennerei-ennigerloh.de/	

Datum	18.02.2024	24.02.2024	29.02.2024
Name	SpaceNet Award 2023/2024	Bibliotheksstipendium für Autorinnen und Autoren	Dunkle Gestalten – Geschichten aus dem Dorf
Genre	Kurzgeschichte, Foto (unveröff.)	beliebig	Kurzgeschichte; Horror, Krimi, Fantasy, Science-Fiction, Satire
Thema	Stein	Recherchieren in der Forschungsbibliothek Gotha	dunkle Gestalten in Dörfern: Zombies, Hexen/ Hexer, Fantasy-Wesen, Aliens oder Mörder/innen
Umfang		Projektskizze 2-5 Seiten à 1.800 Zeichen inkl. Leerzeichen	Bis 20.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen); pro Autor/in nur ein Text
Form		Bewerbungsformular mit Angabe der betreffenden Bestände, gewünschter Aufenthaltsmonat 2024, Curriculum Vitae, Projektskizze, Publikationsliste mit Textprobe (bis 10 Seiten)	Mit Name, Adresse, E-Mail, Telefonnummer
Preis	Preisgeld 6200 Euro, aufgeteilt auf acht Preise; Buchveröffentlichung der 30 besten; Preis-Verleihung mit Lesung im Sommer 2024 in München	Aufenthaltsstipendium und 1500 €	Buchveröffentlichung, ein Freixemplar
Teilnehmer		Über 18 Jahre	
Veranstalter	SpaceNet Verlag	Kulturstiftung des Freistaats Thüringen	muc Verlag
einsenden an	Hochladen auf der Wettbewerbsseite www.spacenet-award.de	Online-Formular	Ausschreibung@muc-verlag.de
nähere Informationen	https://spacenet-award.space.net/ SpaceNet AG, Katja Holzer, Tel.: 089-32356-181, marketing@space.net	PD Dr. Monika Müller, Tel. 0361-737 556, monika.mueller@uni-erfurt.de www.kulturstiftung-thueringen.de/foerderung/stipendien/bibliotheksstipendium	www.muc-verlag.de/ausschreibung-2023-2024/

Datum	31.03.2024	03.04.2024	30.04.2024
Name	Josef Guggenmos-Preis für Kinderlyrik 2024	Literaturwettbewerb „Winter und Weihnachten“	Hinter Mauern
Genre	Lyrik / Gedichtband für Kinder und Jugendliche (veröffentlicht)	Erzählungen und Gedichte	Kurzprosa (unveröffentlicht)
Thema		Winter oder Weihnachten	Mittelalter, geschlossene Stadttore
Umfang		Max. 15 Gedichte bzw. max. 20 Seiten Prosa	15.000-50.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen); nur ein Text pro Autor/in
Form	Deutschsprachiges Buch mit ISBN, erschienen zwischen 1.9.2022 und 31.5.2024	Beitrag mit Name und Adresse	Kurzvita + Bibliographie separat mit Angabe des Text-Titels; Text mit Name, Adresse, E-Mail; 12pt, Times New Roman, linksbündig, 1,5zeilig, keine Formatierungen; .rtf, .doc oder .odt, kein pdf
Preis	3000 Euro	mehrere Buch- und Sachpreise; Veröffentlichung in Buch	Veröffentlichung in Buch, Honorar und Belegexemplar
Teilnehmer	Verlage, Autor/innen		
Veranstalter	Deutsche Akademie für Kinder- und Jugendliteratur & Schwabenakademie Irsee, Kulturstiftung Irsee, Marktgemeinde Irsee	www.literaturpodium.de	Burgenwelt-Verlag
einsenden an	Deutsche Akademie für Kinder- und Jugendliteratur, „Josef Guggenmos-Preis 2024“, Schelfengasse 1, D-97332 Volkach	Einsendungen unter Kennwort Winter; www.literaturpodium.de	service@burgenweltverlag.de
nähere Informationen	Josef Rößner, Tel. 09381 / 43 55 josef.roessner@akademie-kjl.de www.akademie-kjl.de/preise-auszeichnungen/josef-guggenmos-preis/		https://burgenweltverlag.de/ausschreibungen.html